

Unterwegs

DIE ZEITSCHRIFT

DER SAMARITERANSTALTEN



Tradition Was ist das eigentlich?

Joujou / pixelto.de

Katharina von Bora-Haus

Traditionen im Umgang mit Sterben und Tod

Burgdorf-Schule

Die Schultüte zur Einschulung

Unterwegs mit...

... Susanne Rabe – Schulleiterin der Burgdorf-Schule und
Bereichsleiterin der Kinderwohnstätten

03 2017

Einblicke

TITELTHEMA

Gastkommentar:

- 4 · **Matthias Holz**
„Nachdenken über Traditionen“
- 6 · **Dagmar Holz**
„Traditionen – was ist das eigentlich?“
- 7 · **Peter Jarantowski**
„Tradition - Bedeutung...“

- 8 **Aus den Bereichen**
- 9 **Christophorus-Werkstätten**
- 10 **Katharina von Bora-Haus**
- 12 **Burgdorf-Schule**

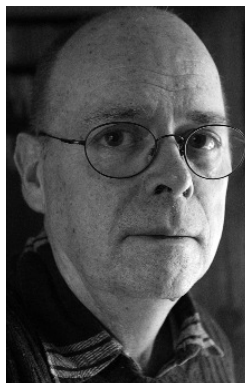
MITTENDRIN – DIE BEWOHNERSEITEN

15 Traditionen

- 19 **Aus den Bereichen: Lindenhof**
- 20 **Aus den Bereichen: Posen/Bethanien**
- 21 **Text in Leichter Sprache**
- 22 **Mitarbeitervertretung**
- 23 **Personalia**
- 24 **Aus den Bereichen: Fuhrpark**
- 26 **So bunt ist unser Glaube**
- 27 **Glaubensbekenntnis heute**
- 28 **Gemeinnützige aufwind GmbH**

UNTERWEGS MIT...

30 ... Susanne Rabe



4



6



9



14



20



24



28



30

„Faszination mit Tradition“

Liebe Leserin, Lieber Leser,

so ist eine Beilage der Süddeutschen Zeitung überschrieben. Für viele kleine und große Leute trifft das gerade auch in der Advents- und Weihnachtszeit zu. Der ursprüngliche Inhalt – die biblische Geburtsgeschichte – ist gar nicht mehr so wichtig. Das Drumherum ist zur Tradition geworden, wird durch Rituale gestaltet: Der Weihnachtsbaum ist Pflicht, gegessen wird immer dasselbe, hier und da soll es auch die immer gleichen Geschenke geben, statt Socken, Krawatten oder Bügeleisen gibt es heute Event-Eintrittskarten. Heinrich Böll hat dazu die wunderbare Geschichte „Alle Jahre wieder!“ geschrieben.

Mit dieser Ausgabe müssen wir uns von Frau Bley verabschieden. Sie ist nach langer, schwerer Erkrankung Anfang November verstorben. Ihr Engagement für die Menschen in den Samariteranstalten, ließ auch die „mittendrin“, entstehen und wachsen. Erfassen können wir ihren Tod noch nicht, sind immer wieder sprachlos.

Die „Unterwegs“, selbst schon beinahe Tradition, erzählt aus den unterschiedlichen Häusern von Traditionen: Von der Einschulung und den Schulgottesdiensten in der Burgdorf-Schule, dem Leben und Sterben im Katharina von Bora-Haus, den Reiseberichten nach Görlitz, der Tradition und Innovation im Fuhrpark, dem Jahreskreis in Posen/Bethanien, der auch noch in Einfacher Sprache vorgelesen werden kann!

Den Rahmen für diese Ausgabe bilden Beiträge, die Traditionen aus evangelischer und katholischer Bedenken – zugleich ganz sachliche Reflexion und persönliche Erfahrung. Für diese Perspektive von Außen sind wir in der Redaktion wieder sehr dankbar! Unser Mitarbeiterinterview am Ende des Heftes bringt dann Außen- und Innenperspektive zusammen. So sind sie, die Samariteranstalten.

„Faszination mit Tradition“. Für die Süddeutsche Zeitung lautet der Untertitel: Ein Besuch bei den Uhrmachern von Glashütte. „Faszination mit Tradition, das könnte ebenso gut über den Samariteranstalten stehen. Geht doch in wenigen Tagen das 125. Lebensjahr dieser Einrichtung zu Ende. Da ist es sinnvoll sich daran zu erinnern: Traditionen bewahren Gutes, sind aber zugleich neugierig auf Anderes, Neues.

Im Stall von Bethlehem, erzählt die Tradition, kam ein Mensch zur Welt. Mit dem Gott Traditionen eine neue Richtung gegeben hat; die Beziehung zwischen Mensch und Gott sollte persönlicher, menschlicher werden, die Welt friedlicher werden. Daran mitzuwirken ist unsere bleibende Aufgabe. Deshalb feiern wir Weihnachten!

Gesegnete Zeit wünscht Ihnen

Paul-Gerhardt Voget

Paul-Gerhardt Voget



EINE KURZE GESCHICHTE

Alljährlich wurde der Festtagsbraten bereitet. Der war immer ein großes Stück Rinderfilet, das auf eine ganz besondere Art zubereitet wurde. Ganz zum Schluss, wenn das Fleisch fertig gewürzt war, schnitt die Mutter sein Ende ab und legte es neben das größere Stück in den vorbereiteten Bräter.

In diesem Jahr war die kleine Tochter groß genug, um der Mutter bei der Zubereitung zuschauen zu können.

„Mutter“ fragte sie, „warum hast du das Ende abgeschnitten und neben das andere Stück in den Topf gelegt?“

„Das ist eine alte Tradition in unserer Familie, das haben wir immer so gemacht“ antwortete die Mutter.

„Aber warum?“

„Das weiß ich nicht. Aber frage die Großmutter, vielleicht kann sie es dir sagen.“

Also ging das Töchterchen zur Großmutter und fragte: „Großmutter, warum schneidet Mutter das Ende des Festtagsbratens ab und legt es neben das größere Stück in den Topf?“

Die Großmutter antwortete: „Das ist eine alte Tradition in unserer Familie, das haben wir immer so gemacht“.

„Aber warum?“

„Das weiß ich nicht. Aber frage die Urgroßmutter, vielleicht kann sie es dir sagen.“

Also ging das Töchterchen zur Urgroßmutter und fragte: „Urgroßmutter, warum schneidet Mutter das Ende des Festtagsbratens ab und legt es neben das größere Stück in den Topf?“

„Das ist eine alte Tradition in unserer Familie, das machen wir schon lange so“ antwortete die Urgroßmutter.

„Aber warum?“

„Ach Kind, das ist ganz einfach: Damals war der Topf zu klein.“

Nachdenken über Traditionen

**Traditionen brauchen Menschen, die sie weitergeben.
Wenn es diese Menschen nicht gibt, dann gehen sie verloren.**

Diese kleine Geschichte, die ich vor einiger Zeit irgendwo gehört oder gelesen habe, ist zu hübsch, um sie zu erklären. Denn abgesehen von ihrer Pointe, die offenkundig ist, steckt in ihr noch Vieles, das zum Nachdenken über Tradition anregen kann. Es mag jede Leserin, jeder Leser für sich selbst das Bedeutsame finden. Ich persönlich bin an einer Sache hängengeblieben, die eigentlich banal zu sein scheint, aber beim genaueren Nachdenken sehr wichtig wird: Traditionen brauchen Menschen, die sie weitergeben. Wenn es diese Menschen nicht gibt, dann gehen sie verloren.

Ich habe mich gefragt, welche Traditionen für mein Leben bestimmend geworden sind. Es sind deren drei. Und an die Menschen, die sie mir vermittelt haben, erinnere ich mich noch sehr gut. Da ist zum Ersten die evangelisch-christliche Tradition. Mehreren Überbringern ist es zu verdanken, dass sie mich erreicht hat: Der wichtigste dabei war unser Religionslehrer in der Grundschule. Er tat im Unterricht (jedenfalls in meiner Erinnerung) nicht viel mehr, als die biblischen Geschichten zu erzählen. Aber wie er erzählte! So lebendig, dass ich das Geschehen geradezu miterlebte. Noch heute

habe ich genau vor Augen, wie das Haus aussah, durch dessen Dach die vier Freunde den Gelähmten vor Jesus herabließen, damit er ihn heile. Es ist das Bild, das sich damals mir eingepägt hat. Am Ende der Grundschulzeit kannte ich die wichtigsten Geschichten der Bibel genau, denn sie wurden durchaus auch mehrmals erzählt und auch besprochen. Und diese Kenntnis, dieses Miterleben war es, das mich in den christlichen Glauben einführte.

Zum Zweiten ist da die Tradition des klassischen Humanismus. Vermittelt wurde er mir im humanistischen Gymnasium, an dem ich nicht nur die alten Sprachen lernte (das meiste davon habe ich vergessen), sondern auch die Texte in ihrer Bedeutung für das Menschentum gelesen und interpretiert wurden (viele davon habe ich behalten). Zwei Lehrerpersönlichkeiten waren da besonders für mich bedeutsam: Der Deutschlehrer, der uns in die große Literatur einführte, was mich zum Leser werden ließ, und der Religionslehrer, der einer christlichen Freimaurerloge angehörte und ab der Oberstufe nur noch die wichtigsten Philosophen mit uns las.

Die dritte Tradition ist die der klassischen Musik. Vermittelt wurde sie mir durch mein Elternhaus, in dem keine andere Art der Musik präsent war, galt doch Schlager- oder Jazzmusik als unrein und nicht diskutabel (die eigentliche Popmusik war erst im Entstehen). Ich erlernte das Klavier- und Cellospiel an der Musikschule. Meine Patentante schenkte mir mehrere Jahre lang ein Abonnement für das Radio Sinfonie Orchester (jetzt Deutsches Sinfonieorchester) Berlin, das gerade mit Lorin Maazel einen neuen Leiter erhalten hatte, und ich lernte das sinfonische Repertoire auf höchstem Niveau kennen. Prägend war jedoch meine Professorin für Cello an der Hochschule für Musik. Sie lehrte mich die Sprache der Musik, die seither selbstständig zu mir spricht, und ich sie verstehe. Davon ist jedoch mit Worten kaum zu reden.

Traditionen sind abhängig von Vermittlern. Gibt es die Vermittler noch, die mir wichtig geworden sind?

Die Kirchen tragen die christliche Tradition weiter. Wie erfolgreich, hängt sicherlich von den Gemeindeverantwortlichen am Ort ab. Aber der Religionsun-

terricht als Pflichtfach ist abgeschafft. Ob ich ohne ihn zum christlichen Glauben gefunden hätte?

Die Humanistische Tradition ist mit den Schul- und Universitätsreformen der letzten Jahrzehnte erloschen. Allgemein menschliche Fragen stehen in den Schulen und Universitäten am Rande, stattdessen wird die maximale Verwertbarkeit der Welt und des Menschen zelebriert. Die negativen Folgen sind unübersehbar.

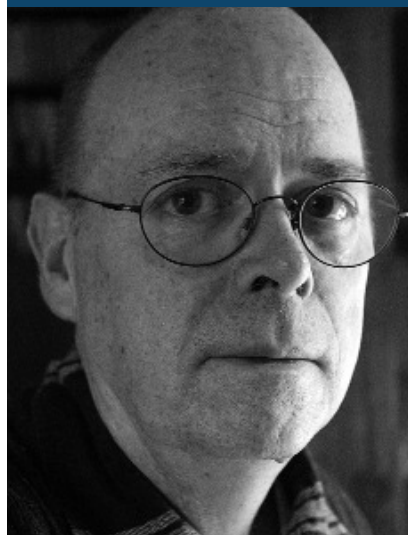
Die Vermittlung der klassischen Musik lebt Gottlob! weiter. In Deutschland,

Polen, Österreich und anderen europäischen Ländern gibt es viele sehr gute öffentlich geförderte Musikschulen, die es allen Menschen ermöglichen, in die Tradition der klassischen Musik einzutreten. Daran als Lehrer mitzuwirken ist mir zur Lebensaufgabe geworden und es ist für mich das größte Glück, wenn einem jungen Menschen die Ohren übergehen und er auf einmal beginnt, die Sprache der Musik zu verstehen.

■ Matthias Holz

Allgemein menschliche Fragen stehen in den Schulen und Universitäten am Rande, stattdessen wird die maximale Verwertbarkeit der Welt und des Menschen zelebriert.

ZUR PERSON



Matthias Holz, geb. 1954
Freund kurzer Wege und deshalb begeisterter Fußgänger und Radfahrer.
Seine große Leidenschaft ist die klassische Musik, seine kleine die Fotografie.

Tradition - Bedeutung...

... aus katholischer Sicht von einem katholischen Laien und einem katholischen Priester

Katholischer Laie

Für mich bedeutet Tradition Orientierung, Ausrichtung, sich nach bestehenden Regeln orientieren. Schauen wir auf den letzten Sonntag des Kirchenjahres, da feiern wir Katholiken den Christkönigs-Sonntag, dann beginnt das neue Kirchenjahr mit dem Advent, Für mich als Laie bedeuten die Feste wie Weihnachten, Ostern, Pfingsten usw. Orientierungspunkte. Ich richte meine Jahresplanung nach dem Kirchenjahr aus.

Das größte Fest ist das Osterfest. Nach der 40-tägigen Fastenzeit freue ich mich auf den Gründonnerstag, das Abendmahl, dann werden aller Schmuck vom Altartisch abgeräumt, es folgt die Anbetung in Anlehnung an die Zeit die Jesus am Ölberg verbracht hat und selbst gebetet hat – Wachtet und betet... Die Orgel verstummt dann bis Ostern.

Nach dem Gründonnerstag folgt der Karfreitag, das Kreuz ist mit einem violetten Tuch verhüllt, es werden die Litanen gebetet... beugte die Knie... erhebet euch... ruft der Priester. Ja da gehen die Katholiken auf die Knie, wie auch in jedem Gottesdienst. Auf die Knie ist ein typisch katholischer Brauch. Das Ewige Licht leuchtet, meist in Rot neben dem Tabernakel. In diesem befindet sich das Allerheiligste, die Hostie in einer kleinen Monstranz sowie ein Kelch mit weiteren kleinen Hostien für die heilige Kommunion. Hier liegt ein entscheidender Unterschied, denn in einem Katholischen Gottesdienst werden Brot und Wein in das Fleisch und Blut Jesu verwandelt, natürlich symbolisch und wenn ich zur Tischgemeinschaft, zur Kommunion gehe, nehme ich Jesus in mir auf. Davor halte ich Gewissensforschung oder ich bin zur Beichte gegangen. Die Beichte ist auch ein Sakrament wie die Taufe, die Kommunion, die Firmung, die Eheschließung, die Priesterweihe und die Krankensalbung.

Ich möchte wieder auf Ostern zurückkommen. Alles beginnt mit der Osternacht, dem Osterfeuer, von dem die Osterkerze entzündet wird, dann gehen alle in die dunkle Kirche, der Priester ruft dann Christus das Licht. Dies tut er drei Mal, beim zweiten Mal werden die Kerzen der Ministranten entzündet und beim dritten Mal die Kerzen aller Mitfeiernden. Dann folgen die Lesungen von der Erschaffung der Welt bis hin zum Evangelium der Auferstehung. Als ordentlicher Katholik geht man am ersten Feiertag wieder in den Gottesdienst. Am zweiten Feiertag wieder, aber da hat sich die Farbe des Messgewandes des Priesters von weiß auf rot verändert. Da wird das Fest des heiligen Stephanus gefeiert, ein Märtyrer. Hier gibt es auch wieder eine Tradition, die Tradition die Farben der Messgewänder entsprechend den unterschiedlichen Festkreisen anzulegen.

Auch die Verehrung der Heiligen, einschließlich der Marienverehrung sind typisch Katholisch. So gibt es am 1. November das Fest Allerheiligen, da gehen die Katholiken auf die Friedhöfe, sie gedenken nicht nur den Heiligen sondern auch gerade ihrer verstorbenen Angehörigen. Es folgt am 2. November das Fest Allerseelen ... und so geht es weiter.

Da jetzt Weihnachten vor der Tür steht, die Geburt Jesu in einer Krippe... kommt für mich die Feierlichkeit in den Katholischen Kirchen zum Ausdruck. Es wird zum Beispiel mit geweihtem Wasser gesegnet und auch mit Weihrauch die Feierlichkeit unterstrichen.

Ja und dann kommen schon wieder am 6. Januar die Heiligen Drei Könige. Hier genieße ich eine schöne Tradition, die Hauseinsegnung, besonders gefallen mir die Worte: Friede diesem Haus, Worte die Jesus unzählige Male gesprochen hat. Verbunden mit dem Fest der Heiligen

Drei Könige geht eine Neuzeitliche Tradition einher, Kinder verkleiden sich als die Heiligen Drei Könige und gehen in einer Gruppe durch die Orte, kommen in die Geschäfte, Ämter oder nach Hause, bringen symbolisch den Segen, singen, beten und sammeln Spenden für soziale Projekte. Dabei schreiben sie über die Eingangstüren einmal die Jahreszahl und die Buchstaben C, M, B. Für 2018 würd das so aussehen: 20*C+M+B+18, das heißt Christus Friede diesem Haus, im Volksmund spricht man von Casper, Melchior und Balthasar. Auch nicht schlecht. Durch diese Symbolik bin ich sehr häufig angesprochen worden, was das wohl heiße?

Für mich ist es sehr wichtig mein Leben nach diesen Traditionen zu richten.

Typisch katholisch

Typisch

Ein derart formuliertes Thema läuft schnell Gefahr, abgrenzend zu wirken: welche Traditionen haben wir, die andere Konfessionen oder Religionen nicht haben. Ich möchte lieber in die Mitte der katholischen Konfession schauen. Ich habe 3 Traditionen ausgewählt - wohl wissend, dass einiges davon auch in anderen Konfessionen zu finden ist. Manche Tradition kann man sehen, manches ist nicht sichtbar, dafür aber umso schöner erlebbar.

Weltweit

Wer in einem anderen Land Urlaub macht oder sogar dort lebt, wird in einer katholischen Kirche sehr schnell eine Heimat finden. Der Gottesdienst wird – wenn auch in anderer Sprache – nach demselben Ritus gefeiert. Auch die kirchlichen Strukturen und Ämter sind welt-

weit identisch. Und schließlich gibt es viele katholische Organisationen und Ordensgemeinschaften, die auf der ganzen Welt zu Hause sind.

Bunt

Wer einen katholischen Gottesdienst besucht, wird Farben zu Gesicht bekommen. Die Farben der Gewänder wechseln je nach kirchlicher Festzeit (Advent, Weihnachtszeit, österliche Bußzeit, die Zeit im Jahreskreis). Das Kirchenjahr mit seinem Brauchtum ist eine wunderbare Tradition unserer Konfession.

Ebenso vielfältig wie die Farben im Kirchenjahr sind die Frauen und Männer, die als Heilige verehrt werden. Es sind Menschen, die in ihrem Leben in besonderer Weise Zeugnis für Jesus Christus gegeben haben, manche durch ihr Engagement für die Armen, andere für die Weitergabe des Glaubens, manche sogar bis zum Einsatz ihres Lebens. Es gibt viele Weisen, sein Leben mit und für Gott zu leben. Typisch katholisch.

Für dich

Die wichtigste Tradition der katholischen Konfession ist sicher die Feier der Heiligen Messe. Dabei werden Brot und Wein zum Altar gebracht. Durch die Worte Jesu „Das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird“ werden die Gaben verwandelt in den Leib und das Blut Christi. Verwandlung? „Das kann man nicht sehen, das kann man nur glauben“, sagen viele, und sprechen von einem Geheimnis des Glaubens.

Äußerlich bleibt alles wie vorher, doch die Wandlung geschieht innerlich – so beschreibt der große Kirchenlehrer Thomas von Aquin diese Verwandlung. Solche Verwandlungen kann ich auch in meinem alltäglichen Leben erfahren. Es gibt Menschen, die mich liebhaben. Durch diese Liebe werden meine grauen Haare nicht mehr blond, und doch werde ich dadurch ein anderer, vor allem glücklicher Mensch. Wandlung – typisch katholisch.

■ Peter Jarantowski

WIR VERABSCHIEDEN

in der Wichern-Schule
Bettina Scholz

in der Burgdorf-Schule
Carolin Mücke, Christian Mahlkow

in Haus Jona
Lisa Schmidt

im Christoffelhaus
Maria Neitzel, Susan Witte

im Bereich EmMaRo
Helke Unterrainer, Nimmy Gierlinger

im Haus Lydia
Mario Gehringer, David Georgieff,
Orlando Helisch, Tilo Eschenbach,
Pauline Bengelsdorf

im Bereich Posen/Bethanien
Patrick Koblenz, Djuren-Amar Kalkat

im Katharina von Bora-Haus
Doreen Lücke, Svenja Kroessin,
Mandy Schössow, Willibert Ludwig,
Jessica Ludwig, Katrin Ludwig,
Annegret Schliebner, Michaela Bengs

in den Christophorus-Werkstätten
Uwe Schwartz, Heike Schöber

WIR BEGRÜßEN

im Katharina von Bora-Haus
Svenja Kroessin, Cindy Luna Berlin,
Elena Felzinger, Jana Simson,
Silke Fischer, Marita Buley

in der Burgdorf-Schule
Jennifer Jäger, Saskia Majewski,
Carolin Mücke, Maik Rothacker,
Stefanie Kleinschmidt,
Daniela Saarmann, Paul Drescher,
Marcel Krüger

im Haus Bethesda
Laura Driesener, Veronika Hirschfelder

in Bereich EmMaRo
Binu John, Dominik Discher

im Lindenhof
Sandra Biener, Linda Langier

im Bereich Posen/Bethanien
Angelique Steck

im Haus Lydia
Steffen Lange, Dennis Karo,
Sabrina Schulzendorf

in der Kindertagesstätte
Claudia Dörfer, Anja Gonnermann

in der Wichern-Schule
André Kämpfer, Gabriela Jans

in den Christophorus-Werkstätten
Luca-Janis Gehl, Yvonne Kreklau,
Dieter Kleppe

in der Verwaltung
Christine Homa, Katrin Putz,
Alexandra Lewing

Tradition - was ist das eigentlich?

Bedeutet es z.B. jedes Jahr Freunde zum Geburtstag einzuladen, Weihnachten in die Kirche zu gehen oder in den Sommerferien in den Süden zu verreisen?

Ganz ehrlich: Eigentlich benutze ich diesen Begriff kaum und in meinem Denken ist er wenig präsent.

Tradition – was ist das? Da das Wort so altertümlich klingt, schaue ich nicht im Smartphone nach, sondern greife zu unserem Lexikon im Bücherregal, einem würdigen „Brockhaus“ aus dem Jahr 1972. Das Wort kommt aus dem Lateinischen und bedeutet „Weitergabe, Überlieferung“.

Ich stoße auf eine treffliche Erklärung: „Die Tradition ist ein Grundphänomen der menschlichen Existenz. Als selbstbewusstes, der Erinnerung fähiges Wesen lebt der Mensch von den Erfahrungen, Fähigkeiten, Kenntnissen und Einsichten seiner Vorfahren, die von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben werden. Sitte und Brauch, Rechtsformen und Glaubenssätze, Kult, Ritus, Symbole, Kunstwerke und Dichtungen, moralische Überzeugungen und wissenschaftliche Erkenntnisse gehen in die Tradition einer Gemeinschaft ein... So ist immer neu die Aufgabe zu lösen, in Hinblick auf die Zukunft, Vergangenheit und Gegenwart in eine fruchtbare Spannung zu bringen. An die Stelle dieser auf Kontinuität gegründeten Entwicklung tritt heute (1972!) vielfach ein Bruch mit dem Überlieferten. Dieser Tendenz tritt jedoch die Erkenntnis entgegen, dass durch Gewohnheiten gerechtfertigtes Handeln sinnvoll ist... Die Bahnung solchen Handelns durch die Gewohnheit ist unentbehrlich zur Entlastung des Menschen... angesichts der vielfältigen Ansprüche,

denen er ausgesetzt ist. Keine Gesellschaft kann auf traditionale Bestandteile... der Handlungsbedingungen verzichten. Andererseits steht Tradition in einem Wechselverhältnis und nur z. T. im Gegensatz zu Aufklärung, Fortschritt und gesellschaftlichem Wandel.“

Das ist eindrucksvoll: Hinter dem nostalgischen Begriff verbirgt sich Wissen und Kultur vieler Generationen, ein kontinuierlich entstandener, verbindlicher Erfahrungsschatz, der unsere Gesellschaft grundlegend geprägt hat. Wenn sich aber schon 1972 der Bruch mit dem Überlieferten andeutete, wo stehen wir dann heute, 44 Jahre nach Herausgabe dieses Textes?

Meiner Meinung nach laufen wir in unserer schnelllebigen, digitalisierten Zeit gerade Gefahr, vielfältige Traditionen durch allzeit verfügbares, flüchtiges Computerwissen mit all seinen Fakes, Leaks und zweifelhaften Wahrheiten zu ersetzen. Wir werden angetrieben, unsere ganz individuellen Standpunkte zu finden, unsere persönliche Nische. Wir surfen im weltweiten, bodenlosen Netz, fühlen uns multikulturell, der ganzen Welt nah und vergessen darüber die Bedeutung der eigenen Überlieferungen.

Darüber hinaus entfremden sich die unterschiedlichen gesellschaftlichen Schichten zusehends voneinander, eine soziale Kälte macht sich bemerkbar. Zusätzlich führen die derzeitigen Migrationsbewegungen zu Spannungen und auch zur Konfrontation mit fremden Traditionen.

Eine Diskussion zu der Frage, was für eine Gesellschaft wir sein wollen, scheint mir erforderlich zu sein: Welche Traditionen gehören zu uns, sind uns wichtig und wie können wir sie zum Ausdruck bringen, damit Menschen sich unserem Land mit seiner „Kultur“ weiterhin verbunden fühlen oder sich auch neu einleben können? Gelegenheit dazu gäbe es u.a. in Familie, Schule, Arbeit oder Kirchengemeinde.

Ein Wahrnehmen und Bekennen zu oben erwähnter Traditionen könnte den eingeschlagenen Kurs korrigieren und wie ein sicheres, bewährtes Fundament dem einzelnen Menschen die Chance zur Verwurzelung bieten. Aus dem Wissen um diese Überlieferungen wiederum wären eigenverantwortliche, zeitgemäße Entscheidungen möglich.

■ Dagmar Holz

ZUR PERSON



Dagmar Holz wohnt seit 1995 in Wilhelmshorst und hat fünf Kinder.

Sie arbeitet in Berlin als Sozialpädagogin und seit einem Jahr engagiert sie sich ehrenamtlich im Gemeindekirchenrat.

In ihrer Freizeit musiziert und malt sie und widmet sich u.a. ihrem Garten.

„Wir laufen in unserer schnelllebigen, digitalisierten Zeit gerade Gefahr, vielfältige Traditionen durch allzeit verfügbares, flüchtiges Computerwissen zu ersetzen.“

Abschlusszertifikate

Heute möchte ich Ihnen von einer ganz besonderen Tradition erzählen, die in den Christophorus-Werkstätten seit mehr als 10 Jahren gepflegt wird: Die Zertifizierung der Absolventen der Beruflichen Bildung.

Ausgangspunkt dieser Veranstaltung dürfte die Novellierung des neunten Sozialgesetzbuches mit der Einführung der Beruflichen Bildung in den anerkannten Werkstätten sein. Der zuvor für die neuen Teilnehmer in der WfB (ebenfalls 2001 mit dem SGB IX wurde aus der Werkstatt für Behinderte (WfB) die Werkstatt für behinderte Menschen (WfbM)) zuständige Arbeitstrainingsbereich wandelte sich in den Berufsbildungsbereich.

Was zunächst wie eine terminologische Feinheit daherkam wurde spätestens 2010 mit veränderten Ausführungsvorschriften der Bundesagentur zur Beruflichen Bildung konkret. Seitdem sind während der Beruflichen Bildung neben Schlüsselkompetenzen wie Zuverlässigkeit, Ausdauer, Sozialkompetenz, Konfliktfähigkeit auch berufsspezifische Fähigkeiten nach einem an einem anerkannten Ausbildungsberuf orientierten Bildungsrahmenplan zu vermitteln.

Heute qualifizieren die Christophorus-Werkstätten in 12 Berufsfeldern auf bis zu vier Niveaustufen und die Absolventen erhalten ihre, leider immer noch nicht staatlich anerkannten Abschlusszertifikate, im Rahmen einer feierlichen Veranstaltung. Fanden die ersten Übergaben noch intern in den Samariteranstalten statt, gestalteten wir die Feier ab 2007 im Kaiserhof und seit 2013 im Dom St. Marien Fürstenwalde. Ein guter und richtiger Schritt in die Öffentlichkeit, der dem Berufsabschluss der Teilnehmer mehr gesellschaftliche Aufmerksamkeit und vor allem ein hohes Maß an Wertschätzung und Respekt für die erbrachten Leistungen vermittelt.

Wir freuen uns sehr, dass Persönlichkeiten wie der Landrat des Landkreis-Oder-Spree, der Bürgermeister der Stadt

Fürstenwalde oder die Landtagsabgeordnete Elisabeth Alter genauso regelmäßig zu den Gästen der Zertifizierung gehören wie Vorstand und Mitglieder des Kuratoriums der Samariteranstalten. In den vergangenen zwei Jahren waren auch Vertreter der Bundesagentur für Arbeit, die Hauptleistungsträger der Maßnahmen im Berufsbildungsbereich ist, vor Ort.

Seit der ersten Auflage wurde die Zertifizierung als Kooperation zwischen den Christophorus-Werkstätten der Samariteranstalten, dessen Förderverein und dem Verein Kita-Schule-Wirtschaft gestaltet. Letzterer ist wegen seiner Auflösung seit 2016 leider nicht mehr beteiligt. Nicht nur mit Blick auf die Zertifizierung sind wir froh, dass der Förderverein der Christophorus-Werkstätten unsere Arbeit unterstützt und mit vielen Angeboten der sozialen Teilhabe ergänzt.

In diesem Herbst schließen 13 Teilnehmer die Berufliche Bildung ab. Sie erhielten ihre Zertifikate am 24.11.2017 im

Dom Fürstenwalde bei der aktuellen Auflage der Zertifizierung. Wie im vergangenen Jahr wurde die Veranstaltung kulturell durch einen Chor der Korczak-Schule gestaltet. Wegen Stau auf der Autobahn fehlte der musikalische Leiter, Herr Düwelt, und der Chor stand vor der Herausforderung seine Lieder a capella zu singen. Nicht einfach, aber gut – und herzlichen Dank dafür.

Unsere Trommelgruppe BAMBA, die viele Jahre auch dabei war, ist leider nicht mehr am Start und wurde sehr vermisst. Bewegende Grußworte der Werkstatträtin Frau Kundt, der Fördervereinsvorsitzenden Frau Lauterbach, von Bürgermeister Hengst, der Landtagsabgeordneten Frau Alter und natürlich die Übergabe der Zertifikate waren weitere Höhepunkte der gelungenen Veranstaltung in diesem Jahr.

Wir gratulieren den Absolventen und freuen uns auf die nächste traditionsreiche Zertifizierung.

■ Frank-Michael Würdich



am 24. November erhielten 13 Teilnehmer ihre Zertifikate



Erinnerungsbaum

Traditionen beim Umgang mit Sterben und Tod

Ende Oktober wurde der langjährige König von Thailand in einer prunkvollen Zeremonie, die fünf Tage dauerte und die älteste noch praktizierte Begräbniszeremonie sein soll, unter Beteiligung von Millionen Menschen bestattet.

In unserer gegenwärtigen Gesellschaft erleben wir, dass sich unser Umgang mit kulturellen Ritualen zum Umgang mit Sterben und Tod verändert, die Formen des Ausdrucks der Trauer individualisierter werden und die Zahl der anonymen Beisetzungen ohne Trauerfeier zunimmt.

Begräbniszeremonien und Sterberituale gehören zu den ältesten Traditionen unserer Kultur. Die Erfahrung von Sterben und Tod führte zur Entwicklung von kulturellen und religiösen Traditionen, Ritualen, Zeremonien und Gebräuchen, die den Hinterbliebenen Halt gaben und eine wichtige soziale Aufgabe erfüllten.

Der Tod war in allen Phasen des Lebens eine erlebte Bedrohung und ein nicht verdrängbares, öffentliches Ereignis. Sterberituale halfen den Menschen, den Tod zu verarbeiten und nicht zu verzweifeln.

Die sich entwickelten Traditionen wie die Versammlung der Familie am Sterbebett, priesterliche Sterberituale, Sterbeglocke, öffentliche Bekanntmachung, Waschen und Ankleiden des Verstorbenen, Totenwache und Totenklage, Einsargung und Beerdigung, Leichenschmaus, das Tragen von Trauerkleidung und Einhaltung einer Trauerzeit bildeten einen Rahmen, der den Angehörigen und Trauernden geholfen hat, Tod und Sterben zu ertragen.

Viele dieser Traditionen werden heute nicht mehr praktiziert. Der Glaube an ein Leben nach dem Tod und religiöse Traditionen haben eine geringere Bedeutung. Wir erleben einerseits ein Verdrängen von Tod und Sterben in die Anonymität und gleichzeitig eine öffentliche Darstellung des Themas in den Medien.

Wenn wir nicht mehr die Rituale zur Verfügung haben, welche uns ermöglichen,

Verluste zu bewältigen, besteht Gefahr für unser seelisches Gleichgewicht. Sinnstiftende Rituale und die Entwicklung zeitgemäßer Traditionen beim Umgang mit Sterben und Tod sind deshalb wichtig.

Auch für uns Mitarbeiter des Katharina von Bora-Hauses ist dies wichtig. In den 20 Jahren unseres Bestehens haben sich einige Traditionen entwickelt, die für das Bewältigen von Trauer hilfreich sind und auch ein Zeichen der Wertschätzung der bei uns verstorbenen Menschen darstellen.

In diesem Jahr sind 24 Bewohner gestorben. Manche haben viele Jahre hier gelebt, es haben sich Beziehungen und Vertrauen entwickelt und nicht wenige sind Mitarbeitenden ans Herz gewachsen. Deshalb brauchen auch wir Möglichkeiten, unserer Trauer Ausdruck verleihen zu können.

Wenn die Angehörigen es wünschen, findet nach Möglichkeit eine Aussegnungsandacht im Zimmer des verstorbenen Bewohners statt. Ein Foto wird im Flur des Wohnbereiches aufgehängt und eine Kerze angezündet, an der Tür des Zimmers wird eine Laterne gehängt. Am nächsten Tag läutet die Glocke der Samariterkirche. Später wird ein Holzschild mit dem Namen und den Geburts- und Sterbetag an unsere Trauerbirke gehängt, bis es nach einigen Jahren verwittert.

Die Teilnahme an der Bestattung wird oft ermöglicht, um dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen.

Für viele Mitarbeitenden ist die Erinnerungsandacht ganz wichtig, die wir in jedem Jahr Ende November halten. Die Namen aller in diesem Kirchenjahr Verstorbenen werden reihum vorgelesen und Kerzen angezündet. Eine für jeden Bewohner und vier farbige Kerzen: Eine dunkle Kerze als Symbol für unsere Trauer, für den Verlust und alles, was uns die Arbeit schwer macht. Eine grüne Kerze für erlebten Trost und die Hoff-

nung, eine gelbe Kerze als Erinnerung an die Vergangenheit und eine rote Kerze als Symbol für die Liebe, die Beziehungen und den Platz, die die Bewohner in unserem Herzen hatten und haben.

Wer möchte, kann eine Blüte oder einen Stein zu den Fotos legen als Zeichen, dass er oder sie etwas hinterlassen hat, woran man gerne denkt und froh sein lässt. Oder, dass man an diesen Menschen mit Schwere im Herzen denkt; dass man das Gefühl hat, etwas versäumt zu haben, dass die Trauer groß ist oder weil das Sterben dieses Menschen in mir etwas zerbrochen hat an Hoffnung und Vertrauen. Die Ausübung dieser Traditionen hilft uns, dem Geschehen nicht hilflos gegenüber zu stehen und Trauer und Ohnmacht auszuhalten.

Die Formen oder einzelne Bestandteile von kulturellen Traditionen können sich mit der Zeit verändern. Für den einzelnen trauernden Menschen und für die Gesellschaft sind Rituale beim Umgang mit Sterben und Tod jedoch unentbehrlich.

■ Reinhard Weiß

Begräbniszereemonien und Sterberituale gehören zu den ältesten Traditionen unserer Kultur.



Gedanken an die verstorbenen Bewohner

VON UNS GEGANGEN SIND

im Katharina von Bora-Haus

Irmgard Hamann (86)
am 17. September 2017

Ingeborg Reschke (76)
am 09. Oktober 2017

Bernd Borchert (76)
am 03. November 2017

unsere Mitarbeiterin im Altenpflege-
Wohnheim Birgit Lange (58)
am 27. Oktober 2017

im Erwachsenenwohnbereich

Thomas Karras (49)
am 10. November 2017

Simone Zickuhr (51)
am 20. November 2017

Ilona Teidel (67)
am 22. November 2017

unsere langjährige Mitarbeiterin
Heike Bley (55) am 06. November 2017



Anke Johnsen bei ihrer Einschulung

Meine Einschulung

Leider habe ich nicht mehr so viele Erinnerungen an meine Einschulung, es sind eher viele kleine Bruchstücke, die mir beim Betrachten des Fotos wieder einfallen.

Natürlich war ich sehr aufgeregt und hatte mich lange auf diesen Tag gefreut. Die feierliche Einschulung fand im Kulturhaus unseres Ortes statt, ein großer kühler Saal mit vielen Stuhlreihen. Wir Einschüler saßen vorn, wahrscheinlich auch das erste Mal ganz ohne unsere Eltern, die weiter hinten platziert worden waren. Es gab eine vermutlich langweilige Rede des Schulleiters mit viel Politik und guten Wünschen und dann wurden wir von den beiden Lehrerinnen abwechselnd nach vorn in die Klassen 1a und 1b gerufen. Ich ging ganz selbstverständlich mit nach vorn, als meine beste Freundin und Nachbarstochter Carolin aufgerufen wurde, musste wir schwer enttäuscht hinnehmen, dass sie in die Klasse 1a und ich in die Klasse 1b getrennt wurden. Und die Erwachsenen in den Sitzreihen lachten auch noch über meinen Schmerz!

Nach der Feierstunde liefen wir vom Kulturhaus den langen Weg den Marktberg hinauf zur Schule und erlebten unsere allererste Schulstunde, wurden auf die Sitzreihen im Klassenzimmer verteilt, sangen sicherlich „Hurra, ich bin ein Schulkind“ und durften auch schon mal in der Fibel blättern. Letztlich hatte ich

mit meiner 1b-Klassenlehrerin einen guten Griff getan: Es war eine noch junge, ganz frisch ausgebildete und wenig strenge Lehrerin. Wir liebten unser Fräulein Schmerler, obwohl wir sie sicherlich auch viel geärgert haben! (Die Klasse 1a hatte dagegen einen strengen „Drachen“ der alten Schule kurz vor der Rente, da wehte ein ganz anderer Wind!)

Später gab es die Zuckertüten, unsere Eltern und Familien warteten damit auf dem Schulhof auf uns und man sieht an meinem Blick, dass der Inhalt und Füllstand meiner Zuckertüte sehr zufriedenstellend ausgefallen war (man beachte die Packung Hallorenkugeln, in der Thüringischen Provinz damals durchaus etwas Besonderes).

Der Rest des Tages verlief mit einer gewohnt zünftigen Familienfeier mit leckerem Kuchen meiner Mutter und später Rostbratwürsten im Garten, wir feierten immer gern und fröhlich im Familienkreis, da war natürlich auch die Einschulung ein schöner Anlass.

Meine Eltern mussten sich nie in besonderer Weise um meine schulischen Be-

lange kümmern. Glücklicherweise war ich eine gute unkomplizierte Schülerin und unsere Eltern lebten uns auch ganz selbstverständlich vor, dass jeder seine Arbeit gut und möglichst gern macht. Am Abendbrottisch erzählte dann jeder von seinem Tag, ich erinnere mich an ein liebevolles Klima von freundlichem gegenseitigem Interesse, viel Humor und Freude am familiären Beisammensein.

Die ersten Schulwochen vergingen meiner Erinnerung nach sehr schnell und selbstverständlich, wir wuchsen in unsere Rolle als Schulkinder hinein, es bildeten sich neue Freundschaften, von denen ein fester Kern bis heute gehalten hat. Unser Fräulein Schmerler verließ die Schule in der 3. Klasse und ging in die Bezirksstadt Gera (wo ich sie viele Jahre später während meiner Lehrerausbildung an meiner Praktikumsschule wiedersah), statt ihrer bekamen wir dann eine weitaus strengere Klassenleiterin und auch bei uns wehte ein schärferer Wind, aber das ist dann schon eine neue Geschichte!

■ Anke Johnsen

„Klein-Suses Einschulung“

Mit der Erinnerung ist das ja immer so eine Sache. Bilder bestätigen zwar, dass ich bei diesem Ereignis höchstpersönlich anwesend gewesen sein muss, aber ich habe keine „vitale“ Erinnerung mehr daran.

Aber rundum ein paar Informationen und Fakten – z.B. dass ich im September 1975 eingeschult wurde, in der Bruno H. Bürgel-Schule in Potsdam-Babelsberg, keine 10 Minuten von meinem Zuhause entfernt.

Mein Strickkleid, schlimm genug, dass es ein Kleid sein musste, war sehr kurz – genau wie mein Pony – und dazu die weißen Kniestrümpfe – extra neu zum festlichen Anlass! Mein Ranzen war aus festem Leder und sonnengelb – die Hälfte von dem, was die Kids heute schon von Beginn an zu buckeln haben. Aber die Federmappe darin, die gibt es heute noch! Und in der Schultüte sei Süßes gewesen, meinten meine Eltern, wenn gleich zögerlich nach all den Jahren.

Vor dem Unterstufen-Gebäude gab es das große Klassenbild, für das wir einzeln aufgerufen wurden. Am Ende standen da ca. 28 Kinder mit Schultüte, die teilweise größer als sie selbst waren. Nicht alle waren zusehen. Eine Probestunde gab es auch – „Mi mi mit Ma ma am Haus.“ Ich glaub, das kennen die meisten von uns.



Einschulungsfoto von Susann Lamprecht

Dann nahmen mich meine Eltern, Omi und Opi – im karierten Anzug –, Omichen und Tante Kathi auf dem Schulhof wieder in Empfang. Es gab noch eine kleine Schultüte, und dann spazierten wir zum Familien-Kaffeetrinken nach Hause. Die Bilder stammen allesamt von meinem Vater – der war Hobbyfotograf und machte unsere Küche dann immer zu seiner Dunkelkammer.

Apropos „Vater“! Irgendwann entdeckte ich sein Einschulungsfoto – 30 Jahre vor

mir, im September 1945, stand er auf genau denselben Stufen wie ich. Nur war er damals noch in einer reinen Jungen-Klasse...

■ Susann Lamprecht



Mein Name ist Tanja Myskiv und ich wurde am 01.08.1996 in Berlin im FEZ in der Wuhlheide eingeschult. Zu diesem Zeitpunkt war ich sieben Jahre alt.

Denke ich an damals zurück, so fällt mir als erstes ein, dass meine Eltern mir in der Aufregung vergessen hatten, meinen Schulranzen mitzugeben. Wofür braucht man bei der Einschulung auch die Schulmappe, ich wollte ja nicht gleich dort bleiben?! Ich hatte dafür zwei große, prall gefüllte Zuckertüten dabei. Zwar hatten sie mir keine Schultasche mitgegeben, dafür gaben sie mir die zwei Standardsätze mit auf den Weg, die wohl jeder Einschüler zu hören bekommt: „Sei schön lieb und artig und höre immer auf deine Lehrerin. Du bist jetzt endlich ein Schulkind.“ Natürlich verpackten sie diese mit ein wenig mehr Nachdruck und

selbstverständlich auf ukrainisch, sonst wären mir diese Sätze nicht so lange im Gedächtnis geblieben. Auch heute erwische ich mich selbst dabei, wie ich diese Sätze im Bezug auf meine Schüler/ Schülerinnen verwende.

Besonders aufregend waren für mich die ersten Schulwochen, da in der Schule nur deutsch gesprochen wurde, zu Hause wurde nach wie vor ukrainisch gesprochen. Wahrscheinlich wurde mein beruflicher Werdegang in dieser Zeit gelegt. Schließlich konnte ich nun zu Hause Lehrerin spielen und meine Eltern auf Deutsch unterrichten. Weil ich so viel Wert darauf legte deutsch zu sprechen, wollte ich seit dem nur noch Tanja anstelle von Tetyana genannt werden. Unter Tränen erzählte ich meinen Eltern, dass mich alle in der Schule Tetyana nannten,

aber ich mochte den Namen nicht mehr. Ich sagte zu meinen Eltern, dass ich ansonsten nie wieder in die Schule gehen würde. Dafür musste sogar meine Mama zur Klassenlehrerin kommen und alles klarstellen. Die Schule bereitete mir im Großen und Ganzen viel Spaß und Freude und dadurch wurde der Beruf Lehrerin zu meinem Wunschberuf.

■ Tanja Myskiv



Tanja Myskiv wurde am 01.08.1996 in Berlin eingeschult



Einschulung an der Burgdorf-Schule am 2. September

Der „Ernst des Lebens“

Am 2. September war es soweit – unsere Erstklässler warteten mindestens so aufgeregt wie ihre Eltern auf die Einschulung.

Es gibt wohl niemanden unter uns, der sich nicht an diesen aufregenden Tag erinnert, es ist das „erste“ richtig große Ereignis, und damit verknüpft waren viele Hoffnungen, vor allem aber die Freude, jetzt – endlich – zu den Schulkindern zu gehören.

Damit sich die Kinder auf diesen besonderen Tag einstimmen konnten, wurde er ihnen schon vor 200 Jahren versüßt. Der Brauch, Kindern eine Zuckertüte zu schenken, kam zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Thüringen und Sachsen auf, erstmals erwähnt in Aufzeichnungen aus Jena im Jahre 1817, später folgten Dresden und Leipzig. Dazu wurde den Kindern erzählt, dass im Hause des Lehrers, also der Schule, denn zumeist unterrichtete und lebte er im Gebäude, ein Zuckertütenbaum wachsen würde. Nun war im Keller für diesen Baum nicht genug Platz, und so fielen die groß gewachsenen Tüten schließlich herab. Damit war es Zeit für die Kinder zur Schule zu gehen. Dabei war ihr Alter keinesfalls zufällig ausgewählt, denn mit sechs (zuvor fünf) Jahren waren sie auf den Feldern bei der Ernte keine große Hilfe.

In den Tüten befanden sich vor allem Nusschereien, dazu Obst oder Nüsse, der „Ernst des Lebens“ sollte den Kindern versüßt werden. Natürlich war es nicht allen Eltern möglich, ihren Kindern diese

Gaben zu überreichen, deshalb fiel die Größe der Tüten damals schon recht unterschiedlich aus.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts setzte sich dieser Brauch in ganz Deutschland durch, jedoch blieb er auf den deutschsprachigen Raum Europas beschränkt. Außer in Österreich und der Schweiz findet er sich in keinem anderen Land.

1910 begann schließlich die maschinelle Produktion der Schultüten, es entwickelte sich ein eigener Industriezweig. Spätestens in den Sommermonaten vor den Einschulungen können wir das gut beobachten, heute gibt es Schultüten in jeder Form und Größe, wobei die Motive sich jährlich ändern und an den aktuellen Lieblingen der Kinder orientieren. Unsere Mike und Lenny hatten Minions, Anne und Laura die Eisköniginnen Elsa und Anna, Chairullach das Auto Lighting Mc Quenn auf ihren Tüten, diese wirkten mitunter größer als die stolzen Besitzer.

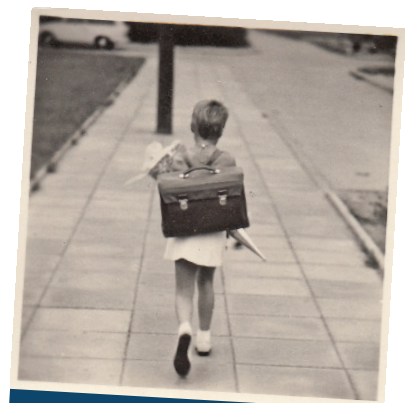
Spannend waren die Minuten vor der Übergabe der Tüten durch Frau Rabe, denn wir baten die Eltern vor ihrem Einzug in unsere Samariterkirche, uns diese zu überlassen. Alle Tüten lagen nun an der Seite, während der Gottesdienst gehalten wurde. Und so manchem Erstklässler fiel es doch sehr schwer, auf die

Worte oder das Festprogramm zu achten, lag doch die ersehnte Zuckertüte scheinbar unerreichbar weit weg. Aber natürlich, als es soweit war, strahlten die Kinder, und bei den Eltern floss so manche Träne. Damit nichts verwechselt wurde, hatten wir jede Zuckertüte mit dem Namen des Kindes versehen, und bei der Übergabe strahlten alle um die Wette. Nun, es waren wohl keine Nüsse und Obst mehr enthalten, dafür schauten uns Kuschtiere, Dinos oder Autos aus den Tüten an.

Und so gehört dieser Brauch nun seit zwei Jahrhunderten zum festen Bestandteil des Schulbeginns. Ein neuer Lebensabschnitt begann, und inzwischen kennen sich die „Kleinen“ aus den Klassen 1a und 1b schon gut im Schulgebäude aus, flitzen wie alle anderen durch die Gänge, besonders schnell, wenn es zur Hofpause klingelt. Und ich bin mir sicher, sie werden sich – so wie wir – noch lange an ihre Einschulung erinnern.

Meine eigene fand 1968 statt, ich war stolz wie Bolle. Mich störte gar nicht, dass meine Zuckertüte schon von meiner Schwester getragen wurde, ich wollte endlich in die Schule. Nur nicht im Rock und mit Lackschuhen, die fand ich doof. Aber natürlich, meine Eltern meinten, dass es so sein müsse. Fräulein Lange, meine erste Lehrerin, nahm mich in Empfang, den Schulweg zuvor ging ich an der Hand eines Zweitklässlers, er hatte mich von Zuhause abgeholt. So war es Brauch an unserer Schule. Mit großen Augen saß ich im neuen Klassenraum, neben mir Steffen und Kerstin. Mit ihnen verband mich eine intensive Kindergartenfreundschaft. Dann, nachdem wir miteinander gesungen hatten und alle ihren Namen schreiben durften, ertönte die Klingel. Draußen standen meine Schwester und meine Eltern, sie übergaben mir meine Schultüte. Nun, endlich, gehörte auch ich zu den Großen...

■ Anke Lüth



Anke Lüth mit ihrer Zuckertüte

mittendrin

die Bewohner-Seiten

Weihnachten 2017

Traditionen

Traditionen und Bräuche

Ich habe mir die Advents- und Weihnachtszeit ausgesucht, weil mir diese am besten gefällt. Bis zum heiligen Abend wird im Dezember jeden Sonntag eine Kerze auf dem Adventskranz angezündet.



Was ich an diese Zeit liebe

- alles ist so schön geschmückt, es leuchtet und glitzert überall
- es werden leckere Plätzchen und anderes Gebäck gebacken und überall duftet es danach
- Besuch der Weihnachtsmärkte
- einkaufen gehen
- Weihnachtslieder hören und singen, Gedichte aufsagen
- den Tannenbaum schmücken
- Geschenke am Heiligabend



Bild von Wolfgang Flegel

Kindergewinn

Rezept

- 300ml Orangensaft
- 70ml Apfelsaft
- 1 El Zitronensaft
- 1-2 El Honig
- 2 Gewürznelken
- 1 Zimtstange

Zubereitung

- Orangensaft- und Apfelsaft in einen Kochtopf geben und erhitzen
- kurz vor dem Kochen den Topf vom Herd nehmen
- Zitronensaft, Honig, Nelken und die Zimtstange hinzufügen
- gut umrühren
- je nach Geschmack, Zimtstange und Nelken herausfischen oder weiter mitziehen lassen
- heiß oder warm genießen

Text von Anneliese Patyna

mittendrin

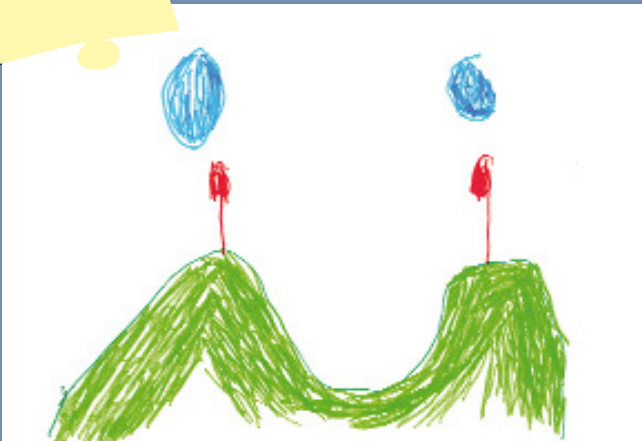


Bild von Klaus-Dieter Schwalbe



Bild von Jürgen Balzer



Bild von Henry Hopf



Bild von Sebastian Fischer

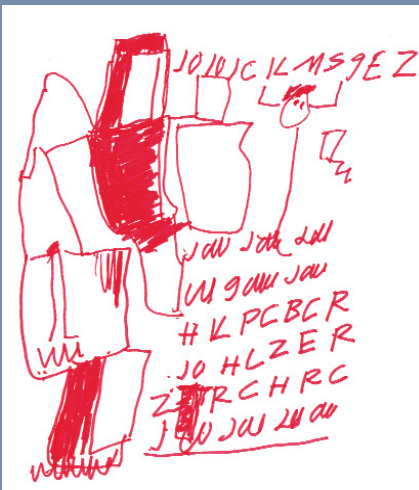


Bild von Holger Köbsch

Ich wünsche der Redaktionskreis
 euch allen eine schöne Adventszeit
 und auch allen schöne Weihnachten
 mit uns allen ein gutes Neues
 Jahr 2018 Heute ist Donnerstag
 der 2. November 2017 in der
 neuen Verwaltung.

Text von Alexander Teske

Die Traditionen!

Zum Nikolaustag da würden die Scheu raus gestählt.

Und zum Adventszeit würd im jedes Haus der Adventskranz auf der Tisch gestählt mit bunte Ketzern

Zur Weihnachtszeit

Die Weihnachtsbäume werden immer Am 24 Dezember geschmückt,
 und die Menschen gehen Christnacht.

Gibt's auch Weihnacht Geschenke.

Text von Martina Lupitz

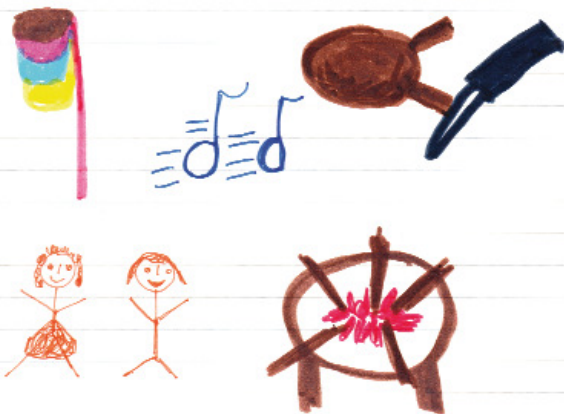
Halloween

- Kürbisse mit Gesicht
- PartX feiern
- sich verkleiden
- Kinder sammeln Süßigkeiten
- Klingelzug durch die Straßen



Martinsfest

- Umriese mit der Laferne
- Feuer auf der Seebrücke
- Gänse essen
- gute Laune bei schöner Musik
- Wir haben alle viel Spass



Text Halloween, Martinsfest und Samariterfest von Günter Hausmann, André Triebisch und Holger Köbsch

Besonderheiten vom Samariterfest

- ein schöner Gottesdienst +
- viele Besucher
- tolle Musik
- der Samaritäner hat geschmeckt
- super Angebote
- lecker Kuchen



HURRA
UNSER FEST
KAFFEE UND KUCHEN
FIONMARKT
MUSIK
REITEN MIT KATRIN



Meine erste Kreuzfahrt!

Meine Reise auf der Ostsee war vom 30.09.2017 bis 07.10.2017 und startete in Warnemünde. Auf dem Schiff war es sehr schön, dort gab es 2 Pools, viele Restaurants und jeden Abend gab es Shows.

Ich war 7 Tage auf See. In dieser Zeit hat das Schiff in 4 Städten angelegt, in Tallin, St. Petersburg, Helsinki und Stockholm. Alle 4 Städte habe ich mir angeschaut, aber am besten hat mir St. Petersburg gefallen. Dort hatte ich ein extra Rolli-Bus und eine eigene Reiseführerin. Die Stadt hat sehr prunkvolle Gebäude, viele sind mit Gold verziert.

Meine Begleitung hatte es nicht leicht, denn auf dem Schiff gab es kein Pflegebett, kein Lift und kein Duschstuhl, es war für sie sehr anstrengend, aber wir haben es zusammen gemeistert. Die Reise war schön, aber es war auch sehr teuer.

Ich habe in
 Limonhof schon so viele
 gute Feste und Traditionen
 erlebt. Weihnachten
 war ich am liebsten
 weil man da nicht
 alleine ist.

Text von Waltraud Diehr



Foto „Dubai“ von Henry Hopf



Bild „Frühlingsspaziergang“ von Christina Gläser

Traditionen Rosallen
 Hof verschiedene feste
 Dazu gehören
 1 Oster
 2 Christumlauf
 3 Pfingsten
 4 Befreitungsfest
 5 Erntedankfest
 6 Weihnachten

Mit dem 1. Advent Sonntag
 das neue Buchen für den
 und eine Adventskerze anzünden
 wir singen Adventslieder
 Und stellen den Weihnachtsbaum
 auf und den Markt geschmückt
 Später feiern bei
 Glühwein bei Musik
 und Nussbrot die Bescherung

Text von Günter Kaufmann



Bild „Halloween“ von Dieter Becker



Bild „Weihnachtsmann“ von Holger Köbsch

Wir sind unterwegs!

Wir Lindenhofer sind nicht nur mit der Rikscha unterwegs (Bericht Unterwegs 2/2017) sondern auch zu Fuß.

Es ist mittlerweile zur Tradition geworden, dass wir unsere Nachbardörfer entdecken. Wenn am Wochenende kein Fest, kein Konzert oder keine Theateraufführung lockt, entdecken wir zu Fuß ein Dorf im Landkreis Oder/ Spree.

Sind Sie schon mal um den Pfaffendorfer Dorfteich gewandert, haben Sie im Schlosspark Ragow im Frühling die vielen Tausend Schneeglöckchen gesehen oder wissen sie, wo Hartensdorf mit seinen ca. 25 Einwohnern liegt? Wir haben es erlebt! Wir suchen ein beliebiges Dorf aus und fahren einfach hin. Dann geht es zu Fuß durch das Dorf und jedesmal stellen wir uns 3 Aufgaben:

1. Wir suchen die Kirche und fotografieren sie für unser Fotoalbum. Auch das Ortseingangsschild wird von uns aufgenommen.
2. Wir erfragen bei den Einwohnern, wieviele Menschen im Dorf leben.
3. Wir bringen in Erfahrung, woher der Ortsname stammt.

Das mit dem Ortsnamen ist die schwierigste Aufgabe. Die Einwohner sind über diese Frage sehr überrascht. Kaum jemand weiß die Antwort. Meist werden wir zum „Dorfältesten“ geschickt oder zu jemandem, der die Dorfchronik verwaltet. Dort klingeln wir natürlich nicht. Teilweise finden wir die Erklärung auch auf Tafeln, die im Dorf aufgestellt sind. Frau Jakob entdeckte zum Beispiel eine Tafel an der Bushaltestelle in Merz. Dort waren alle Dörfer des Amtes Schlaubetal erklärt. Einmal bekamen wir auch den freundlichen Hinweis, den Namen einfach zu googeln.

Auch bei der Einwohneranzahl sind sich die befragten Dorfbewohner nicht immer einig. Da schwankt es schon mal um die 100 Bewohner. Aber das ist uns egal, die Begegnungen mit netten Menschen erfreuen uns jedes Mal. Bis jetzt wurden wir immer freundlich begrüßt und die Leute sind neugierig, was wir da machen. Wann spaziert schon mal samstags eine Gruppe (meist mit einem Rollstuhl) durchs Dorf.

Besonders gern schauen wir uns die tollen Vorgärten und Gehöfte an. Die Dorfentdeckungen machen uns Spaß, weil wir lustige Geschichten erleben. In Selchow zum Beispiel besichtigten wir die Kirche und der Mann hinter dem Büchertisch sagte: „Euch kenn ich doch alle!“ Es war Herr Götze aus den Christophorus-Werkstätten, der uns dort begrüßte. Im gleichen Dorf lud uns eine Anwohnerin auf ihren Tierhof ein. Wir durften kleine Hunde, Katzen und Meerschweinchen streicheln. Auch Pferde, Ziegen und ein Lama wurden uns vorgeführt.

Wenn es im Dorf eine Kneipe oder eine Gaststätte gibt, kehren wir ein. In Oegeln gab es leckere Torte, in Tauche flüchteten wir vor dem Hagel in die Gaststätte und bekamen gute Hausmannskost und in Herzberg bekamen wir Kostproben selbstgemachter Wurst. Mehrere Leute fragten uns schon, wann wir einmal in ihr Dorf kommen. 11 Dörfer haben wir bis jetzt entdeckt und wir freuen uns schon auf weitere Touren. Wir hoffen, dass es eine längere Tradition wird.

■ Ilse Prüfer/ Kerstin Kockjoy



Tradition

In unserem Bereich Posen/Bethanien hat sich aus einer netten "Weihnachtsidee" eine schöne Tradition entwickelt.

So fiel uns vor 8 Jahren ein, alle Bewohner mit ihren Angehörigen und Betreuern zu einer Adventsfeier einzuladen. Wir dachten, es wäre schön, wenn wir gemeinsam in der schönsten Zeit des Jahres einige Stunden miteinander verbringen, ins Gespräch kommen, gemeinsam essen und somit die Vorweihnachtszeit im täglichen Alltagsstress etwas versüßen können.

Dazu haben wir Einladungen verschickt und mit einigen fleißigen Helfern, damit meine ich einige Bewohner wie z.B. Helga Friedrich, Dagmar Berlin und Vera Clausen, den Festsaal weihnachtlich geschmückt.

Als gemeinsame Vorbereitung wurden in den Wohngruppen und im Freizeitwerk fleißig Plätzchen gebacken und unsere Köche der Zentralküche lieferten uns leckeren Glühwein und belegte Schnitten, aber auch andere Leckereien, auf die man nur schwer verzichten kann. Ich denke da an Süßes und Deftiges wie: Pfefferkuchen, Marzipankartoffeln und kleine Buletten.

Während der Adventsfeier gaben wir einen kurzen Jahresrückblick mit Fotos und Erzählungen von schönen Erlebnissen wie z.B. Feste und Feiern, Gruppenurlaube, Ausflüge u.ä., die das Jahr verschönerten und in Erinnerung blieben. Wir sangen gemeinsam Weihnachtslieder und gaben unseren Bewohnern die Möglichkeit selbst etwas darzubieten, so haben beispielsweise einige Bewohner Lieder vorgesungen, Gedichte und Verse vorgetragen und mit der Mundharmonika vorgespielt. Wir haben auch gern davon berichtet, was sich in den einzelnen Wohngruppen baulich verändert hat, wie z.B. die Umstrukturierung der Doppelzimmer in Einzelzimmer und die Grundsanierung von Bädern. Einige Bewohner

berichteten dann auch gern über Neuanschaffungen wie z.B. eine neue Küche im Wohnbereich oder eine neue Duschliege für Rollstuhlfahrer.

Zum Ausklang unserer weihnachtlichen Tradition trafen wir uns dann im Hof am Lagerfeuer bei Gitarrenmusik.

Doch von Jahr zu Jahr, nachdem unsere Adventsfeier schon zur Tradition geworden war, haben wir festgestellt, dass viele Angehörige und Betreuer genau in der schönsten Zeit des Jahres, in der Vorweihnachtszeit, immer in Eile waren und kaum Zeit hatten, noch zumal einige Wohngruppen traditionell am 22. oder 23. Dezember ihre eigene kleine und persönliche Feier mit Angehörigen feierten. Somit kam uns die Idee, unsere Adventsfeier umzubenennen und zu verschieben. Das heißt nicht, dass wir nun im Januar noch Advent feiern wollten, nein. Wir luden aber ab sofort zum „Neujahrsempfang“ Mitte Januar ein und schmückten den Festsaal winterlich.



Helga Friedrich spielt auf ihrer Mundharmonika

2018 feiern wir nun unseren Neujahrsempfang bereits schon zum 5. Mal. Wir freuen uns wieder darauf, doch zuvor genießen wir erst einmal die schönste Zeit des Jahres, die Weihnachtszeit!

Eine weitere Tradition ist inzwischen unser Herbstfest! In diesem Jahr am 3. Oktober 2017 haben wir zum 3. Mal in Folge unser kleines Herbstfest gefeiert. Das feiern wir im kleinen Rahmen nur mit unseren Bewohnern. Wir beginnen am Vormittag, kochen gemeinsam eine Suppe wie z.B. Kürbissuppe und grillen Fleisch und Würste. Unsere Küche bereitet für uns leckere Salate ganz nach unseren Wünschen zu. Wir schnitzen Kürbisse, spielen einige Spiele und fahren mit der Pferdekutsche, die immer ein Highlight ist. Zum Abschluss essen wir unseren selbst gebackenen Kuchen, der schon am Vortag in den Wohngruppen gebacken wurde und sitzen gemütlich mit Musik am Lagerfeuer.

■ Simone Kutzker



gemütlicher Ausklang des Tages am Lagerfeuer

Tradition

Frau Kutzker erzählt eine Geschichte über eine Tradition.

Frau Kutzker erzählt, wie die Bewohnerinnen und Bewohner mit den Angehörigen den Advent feiern.

Vor 8 Jahren hatten die Bewohnerinnen und Bewohner eine schöne Idee.

Sie wollten eine Adventsfeier machen.

Die Bewohnerinnen und Bewohner aus Haus Posen und Haus Bethanien laden alle ein.

Sie laden die Eltern ein.

Sie laden die Familie ein.

Sie laden Angehörige ein.

Alle möchten miteinander reden.

Alle möchten gemeinsam etwas essen.

Alle möchten etwas naschen.

Alle möchten eine schöne Zeit zusammen verbringen.

Um schön feiern zu können,

helfen alle mit und bereiten alles vor.

Frau Friedrich, Frau Berlin, Frau Clausen schmücken den Festsaal.

Der Festsaal sieht dann immer

sehr schön weihnachtlich aus.

In den Wohngruppen backen und kochen alle Bewohnerinnen und Bewohner leckere Sachen.

Sie backen zum Beispiel Plätzchen.

Sie kochen zum Beispiel Glühwein.

Bei der Feier erzählen alle gern,

was die Bewohnerinnen und Bewohner erlebt haben.

Sie erzählen von ihren Urlauben.

Sie erzählen von der Arbeit.

Sie erzählen von Festen und Feiern.

Sie erzählen von Ausflügen.

Gemeinsam singen alle Weihnachtslieder.

Einige Bewohnerinnen und Bewohner

bereiten immer etwas Kleines vor.

Sie erzählen Gedichte.

Sie singen Lieder.

Sie spielen etwas auf der Mund Harmonika.

Frau Kutzker erzählt auch gern, was alles neu gebaut wurde.

Frau Kutzker erzählt zum Beispiel, wenn ein Bad neu gemacht wurde.

Frau Kutzker erzählt zum Beispiel, dass eine neue Küche gebaut wurde.

Am Ende der Adventsfeier treffen sich alle im Hof.

Dort wird dann ein Lagerfeuer angemacht.

Dazu spielt ein Mitarbeiter Gitarre.

Das ist immer sehr schön.

Aber die Angehörigen haben immer wenig Zeit.

In der Adventszeit haben die Angehörigen viel zu tun.

Deswegen kommen immer weniger Angehörige zu der Adventsfeier.

Das finden die Bewohnerinnen und Bewohner und die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sehr schade.

Also haben sich alle etwas Neues einfallen lassen.

Jetzt gibt es im Haus Posen und Haus Bethanien keine große Adventsfeier mehr.

Jetzt feiern alle eine schöne Feier im Januar.

Das heißt jetzt Neu Jahrs Empfang.

Jetzt werden alle Angehörigen schon 5 Jahre hintereinander zum Neu Jahrs Empfang eingeladen.

Alle freuen sich schon sehr darauf.

Im Haus Posen und im Haus Bethanien gibt es noch eine schöne Tradition.

Immer am 3. Oktober ist das Herbstfest.

Dort feiern die Bewohnerinnen und Bewohner gemeinsam den Herbst.

Es gibt leckere Sachen zu essen.

Zum Beispiel:

- Kürbissuppe
- Fleisch und Wurst vom Grill
- Salate

Bei diesem Fest machen die Bewohnerinnen und Bewohner verschiedene Dinge.

Sie schnitzen Kürbisse.

Sie spielen Spiele.

Sie fahren mit der Pferde Kutsche.

Das ist immer das Beste!

Am Ende essen dann alle zusammen leckeren Kuchen.

Auch hier gibt es wieder ein Lagerfeuer.

Auch hier spielt wieder ein Mitarbeiter mit der Gitarre.

Das ist auch eine schöne Tradition.

Traditionen

Was sagt der Duden:

Bedeutungen, Beispiele und Wendungen zum Wort „Traditionen“

1. etwas, was im Hinblick auf Verhaltensweisen, Ideen, Kultur o. Ä. in der Geschichte, von Generation zu Generation [innerhalb einer bestimmten Gruppe] entwickelt und weitergegeben wurde [und weiterhin Bestand hat]

Beispiele

- eine alte, bäuerliche Tradition
- demokratische Traditionen pflegen
- eine Tradition bewahren, hochhalten, fortsetzen
- an der Tradition festhalten
- mit der Tradition brechen
- die Strandrennen sind hier schon Tradition (feste Gewohnheit, Brauch) geworden

2. das Tradieren

Synonyme zu Tradition

Brauch, Brauchtum, [feste] Gewohnheit, Herkommen, Konvention, Ritus, Sitte, Überlieferung, Usus; (gehoben) Gepflogenheit

Quelle: <https://www.duden.de/rechtschreibung/Tradition>, 06.11.2017

Ausführungen zum Begriff „Tradition“/ Wikipedia

Tradition (...Übergabe, Auslieferung, Überlieferung) bezeichnet die Weitergabe (das Tradere) von Handlungsmustern, Überzeugungen und Glaubensvorstellungen u. a. oder das Weitergegebene selbst (das Tritium, beispielsweise Gepflogenheiten, Konventionen, Bräuche oder Sitten).

Tradition geschieht innerhalb einer Gruppe oder zwischen Generationen und kann mündlich oder schriftlich über Erziehung, Vorbild oder spielerisches Nachahmen erfolgen. Die soziale Gruppe wird dadurch zur Kultur. Weiterzugeben sind jene Verhaltens- und Handlungsmuster, die im Unterschied zu Instinkten nicht angeboren sind. Dazu gehören einfache Handlungsmuster wie der Gebrauch von Werkzeugen oder komplexe wie die Sprache. Die Fähigkeit zur Tradition und damit die Grundlage für Kulturbildung ... kann im Bereich der menschlichen Kulturbildung umfangreiche religiös-sittliche, politische, wissenschaftliche oder wirtschaftliche Systeme erreichen, die durch ein kompliziertes Bildungssystem weitergegeben wurden.

Quelle: nach <https://de.wikipedia.org/wiki/Tradition>, 06.11.2017

■ Gerd Gesche

WIR INFORMIEREN

Liebe Mitarbeiter,
hiermit möchten wir Ihnen folgende Veränderung in der Mitarbeitervertretung mitteilen:

Aus persönlichen Gründen erklärte Frau Kampczyk ihren Rücktritt als MAV-Vorsitzende und als MAV-Mitglied. Aufgrund der in Kürze anstehenden Wahlen zur Mitarbeitervertretung und der für das Amt notwendigen Schulungen neuer Kandidaten ist eine Neuwahl nicht zu vertreten.

Herr Müller übernimmt nach Beschlussfassung vom 06.11.2017 bis zum Ende der Legislaturperiode die Aufgaben als Vorsitzender der Mitarbeitervertretung und wird von Herrn Blaschke in seinem Amt vertreten.

Einzelheiten zur Wahl der neuen Mitarbeitervertretung werden in der nächsten Ausgabe der MAV-aktuell veröffentlicht.

Persönliche Erinnerungen an Heike Bley



Es waren die letzten Monate des Jahres 2001, gerade war ich nach Fürstenwalde gezogen und sollte in wenigen Wochen Nachfolger von Direktor Westphal werden. Mit seiner Zustimmung führte ich schon erste Gespräche mit leitenden Mitarbeitern. Da also saß mir Heike Bley das erste Mal gegenüber. Nervös waren wir beide. Ich stellte einige Fragen und Frau Bley begann zu reden. Sie wurde immer ruhiger, informierte, setzte Akzente. Bald rauchte mir der Kopf, kam ich doch aus der Jugendhilfe und bin ausgebildeter Pfarrer.

Meine Gesprächspartnerin griff, das war mir sehr schnell klar, auf ein umfassendes Fachwissen zurück. Hoch kompetent, geradezu mühelos und doch interessiert, ihr Gegenüber für ihre Themen zu gewinnen, redete sie über die Eingliederungshilfe in der BRD im Allgemeinen und in Brandenburg im Besonderen. Eingestreute Bemerkungen über ihre wichtige Ausbildungszeit in Sachsen und Berlin setzten immer mehr fachliche Puzzlesteine zusammen. Gleichzeitig erhielt ich eine knappe Kurzdarstellung der letzten 10 - 12 Jahre Geschichte der Samariteranstalten. Auf meine Fragen hin antwortete sie knapp auch zu ihrer privaten familiären Situation und ihrem Wohnort im Lindenhof.

Es waren die letzten Tage im September des Jahres 2017. Im Büro von Herrn Hancke saßen wir mit Frau Bley zusammen, tauschten uns aus, planten für die Zukunft: Ein Eisessen in Beeskow, weil „dort das Eis besser ist als in Fürsten-

walde“. Und dann wollte sie doch im November oder Dezember ihren Arbeitsplatz wieder einnehmen. Wollte endlich in „mein Büro einziehen“. Das war unsere letzte Begegnung.

Dazwischen ungezählte Begegnungen, Gespräche zu zweit oder zu dritt, Diskussionen in der Leitungsrunde, in der Wohnbereichsleiterrunde. Freude über Neues, wie die Möglichkeiten den Wilhelmminenhof neu zu bauen; verbunden mit einem gewaltigen internen Umzugsprogramm. Bei dem – und das war sehr bezeichnend für die fachliche Ausrichtung von Heike Bley, die Interessen der Bewohnerinnen und Bewohner im Mittelpunkt standen. Dafür hat sie sich engagiert, da hat sie immer wieder auf Durchsetzung bestanden.

Dazu kam ein Zweites: Ein großes, persönliches Interesse an Menschen, die vor Ort die Arbeit machen. Frau Bley führte eine muntere, engagierte Wohnbereichsleiterrunde, war sehr für ihre Mitarbeiter an Entwicklung und Qualität der Arbeit interessiert. Viele Gespräche haben wir geführt, haben uns mit Frau X und Herrn Y gedanklich auseinandergesetzt, Stellenbesetzungen überlegt, Fortbildungen geplant, Personalgespräche geführt. Eine vertrauliche, konstruktive Begegnung, für die ich dankbar bin.

Natürlich waren wir nicht immer einer Meinung, ja, wir haben auch gestritten; etwa wenn wir in der Leitung Sachverhalte nicht gleich verstanden oder eingesehen haben, oder schlicht die Realisierung so wie sie das erwartet hat, nicht verwirklichen konnten.

Ich will und kann hier keine vollständige Aufzählung aller Engagements vornehmen. Doch zu den vielfältigen Tätigkeiten von Frau Bley gehören der Aufbau der Tagesbetreuung in Fürstenwalde, die Urlaubsbörse für Bewohnerinnen und Bewohner, den stetigen Bemühungen, eine intensive Angehörigenarbeit zu machen, ihr Einsatz für die Wohngruppen in Forst, Aufbau einer neuen Wohngruppe für Menschen mit Autismus im Haus Lydia. Ungezählte Personalgespräche haben wir gemeinsam geführt, haben miteinander etliche der Wohnbereichslei-

terinnen und Wohnbereichsleiter zusammen ausgesucht. Schließlich hat sie – es war eine ihrer letzten Aufgaben -Planung und Umzug des Sozialbüros in das Haus Germania vorgenommen. Dort hat sie nun ihren Arbeitsplatz, ihr Büro nicht mehr einnehmen können.

An zwei Momente will ich gerne denken: Im Rahmen der Zeitschrift „Unterwegs“ kamen ihr „die Bewohner zu wenig vor“. So berief sie eine eigene Redaktion, bekam eigene Seiten und seit dem verantwortete sie, gemeinsam mit Frau Buzek, mit großem Engagement die Redaktion der „mittendrin“. Ein wirklicher Gewinn für die Zeitschrift und die Samariteranstalten – und nicht zuletzt Vorbild und Anregung für andere Einrichtungen.

Ein anderes, was wir beide mit großem Spaß betrieben haben: Eines Tages kündigte sie sich an, „Ich möchte mal etwas Außergewöhnliches mit Ihnen besprechen. Können Sie sich vorstellen, dass wir zusammen mit den Wohnbereichsleitern Theater spielen?“ Spontan habe ich begeistert zugesagt. Frau Bley lächelte mich verschmitzt an: „Nichts anderes habe ich erwartet!“ In großer Runde gemeinsam geprobt und dann zwischen Dom und Kulturfabrik gespielt. Eine mir sehr wichtige, bleibende Erinnerung.

Frau Bley lebte mit ihrer Familie im Lindenhof, also mitten in einer Wohnstätte, war so mitten im Alltag, zumal Herr Bley dort Wohnbereichsleiter ist. Darauf angesprochen, ob ihr diese Nähe zur Arbeit nicht manchmal zu viel ist, antwortete sie: „Nö. Ich lebe gerne da. Wenn ich rauskomme, weiß ich, wofür ich da bin. Und wenn ich meine Ruhe haben will, mache ich die Tür zu.“

Nach langen, schweren Krankheitszeiten ist Frau Heike Bley verstorben. Mein Glaube versucht mir zu sagen: 'Sie ist jetzt bei Gott besser geborgen als hier auf der Erde'. Aber für die Familie, für das Sozialbüro und die Wohnbereichsleiter, für die Bewohner und für die ganze Dienstgemeinschaft der Samariteranstalten und dann ganz zuletzt für mich selber, kann ich das kaum aussprechen.

■ Paul-Gerhardt Voget

Wer die Möglichkeit hatte, ein Elektroauto selber zu fahren, wird von der Leidenschaft für diese Art der Mobilität erfasst!

Roland Bosch, Projektleiter, e-mobility-world, Juni 2013

Tradition und jede Menge Innovationen

Der neue e-Golf in den Samariteranstalten



Regelmäßig müssen Fahrzeuge des Fuhrparks der Samariteranstalten erneuert werden, um ausgediente Fahrzeuge zu ersetzen. Dabei wird immer darauf geachtet, dass neue Fahrzeuge nicht nur den notwendigen Ansprüchen der Nutzer/-innen entsprechen, sondern auch den jeweils aktuellen Sicherheitsstandards und Umweltbelangen gerecht werden. Dafür achtet der Fuhrparkleiter, Herr Gessing, unter anderem darauf, dass die Motorisierung der Fahrzeuge den Bedürfnissen angepasst ist. Nicht immer muss es der stärkste Motor sein.

Doch eines war lange Zeit klar: in den Samariteranstalten werden Diesel-Pkw eingesetzt. Damit ist nun Schluss. Mit den im Abgasskandal entstandenen Unsicherheiten in Bezug auf Diesel-Pkw haben sich die Samariteranstalten bereits im Jahr 2016 entschieden, mit den bisherigen Diesel-Traditionen zu brechen und ihre Fahrzeugflotte auf Alternativen umzustellen. Doch auch für die neu angeschafften Benzinfahrzeuge gilt: Es muss kontinuierlich neu bewertet werden, wie es um die Umweltfreundlichkeit steht. Durch ihren höheren Kraftstoffverbrauch und den daraus resultierenden klimaschädlichen Kohlenstoffdioxid-Emissionen stehen auch Benzinfahrzeuge nicht mit einer „reinen Weste“ da.

Nicht zuletzt aus diesem Grund hat der Vorstand der Samariteranstalten dafür gestimmt, noch einen weiteren Weg zu gehen und den Fuhrpark durch ein reines Elektroauto, einen e-Golf, zu ergänzen. Die Vorbereitungen dafür waren bereits lange auf dem neuen Parkplatz des Zentralgeländes mit seiner Stromtankstelle zu sehen. Seit Mitte November ist der neue e-Golf nun im Fuhrpark. Vieles ist neu und sehr spannend!

Wie funktioniert das Stromtanken bei uns, aber auch unterwegs? Worauf muss bei der Bedienung geachtet werden? Wie weit können wir tatsächlich mit dem Elektroauto fahren? Was passiert, wenn es draußen kalt ist und wir auch noch heizen müssen? Wie kann es in den Samariteranstalten sinnvoll eingesetzt werden? Und vieles mehr. Es wird deutlich: Wir müssen unser neues Elektroauto erst einmal richtig kennenlernen.

Ein paar Dinge sind gleich bei den ersten Fahrten aufgefallen. Das Auto ist trotz eines Lautsprechers, der Motorgeräusche nach außen hin simulieren soll, wirklich unglaublich leise. Das Anfahren ist außen nicht zu hören, weshalb die Fahrer/-innen wirklich

sehr auf ihre Umgebung achten müssen, bevor sie losfahren. Andererseits, beim Fahren ist es toll. Man hört ein leichtes Geräusch, welches ein bisschen wie das Anfahren einer Berliner Straßenbahn klingt, nur viel leiser, und ansonsten nur das Rollen der Räder auf der Fahrbahn.

Eine weitere Umstellung zu den bisher bekannten Fahrzeugen des Fuhrparks gibt es in der Gangschaltung. Es gibt nur zwei Gänge: vorwärts und rückwärts. Mehr braucht das Auto nicht. Wer bereits privat ein Automatikauto fährt, hat es hierbei etwas leichter.

Doch die spannendste Erfahrung bietet das Elektroauto natürlich im Stromverbrauch. Hierbei gilt es zunächst zu beachten, dass der Verbrauch natürlich nicht mehr in Liter pro 100 Kilometer gemessen wird, sondern nun in Kilowattstunden (kWh/100 km). Hier müssen wir noch dazulernen. Was bedeuten Kilowattstunden eigentlich im Vergleich zu Benzin oder Diesel? Was sagt der Verbrauch von zum Beispiel 20 kWh/100 km aus? Ist das gut oder schlecht? Mittlerweile sind wir hier schlauer – ein optimaler Verbrauch liegt bei ca. 13 kWh/100 km.

Und wie weit kommt man denn nun? Das hängt noch viel stärker als bei Benzin- oder Dieselfahrzeugen vom Fahrstil ab. Wir sammeln darüber auch noch Erfah-

rungen. Im Normalmodus stellt das Auto alle mögliche Energie zur Verfügung. Man kann sehr schnell beschleunigen und jede Fußbewegung am Strompedal wird sofort in Geschwindigkeit umgesetzt. Mit diesem Fahrmodus kommt man je nach eigener Feinfühligkeit schätzungsweise zwischen 170 und 220 km. Es kann aber auch weniger werden, wenn man sehr sportlich fährt oder viele Stromverbraucher, wie Klimaanlage, Licht usw., angeschaltet sind.

Im ECO-Modus steigt die Reichweite deutlich auf 250 - 300 km. Dies ist ein sehr angenehmer Fahrmodus. Der e-Golf regelt die Energiezufuhr so, dass nicht jede Bewegung am Pedal gleich einen Sprint auslöst. Dennoch ist man flott unterwegs. Je nach Fahrweise können durch ein Energierückgewinnungssystem beim Abbremsen auch noch einige Kilometer mehr herausgefahren werden. Wir haben die volle Distanz aber bisher noch nicht ausgeschöpft.

Oft gefragt werden wir auch, wie lange das Aufladen dauert. Auch dafür gibt es bei dem e-Golf mehrere Möglichkeiten. In seiner Garage gibt es eine normale Steckdose, wie sie jeder auch zu Hause hat. Über diese Steckdose kann der e-Golf bei voller Entladung in etwa 8 Stunden wieder aufgeladen werden. Da die täglichen Fahrstrecken im Fuhrpark in der Regel unterhalb von 200 Kilometern

liegen, reicht das Aufladen über Nacht meistens aus.

Wenn es im Tagesverlauf mal schneller gehen soll, können wir auch die Schnellladesäule am Parkplatz nutzen. Hier kann die Batterie innerhalb von etwa 25 Minuten auf 80 % der Kapazität aufgeladen werden. Das entspricht auf Reisen in der Regel nicht mehr als einer längeren Kaffeepause.

Die Schnellladesäule soll zukünftig auch den Mitarbeitern/-innen der Samariteranstalten zum Strom aufladen für private Elektroautos zur Verfügung stehen. Hierfür müssen jedoch derzeit noch ein klarer Rahmen geschaffen und rechtliche Schwierigkeiten beseitigt werden. Wer sich perspektivisch für ein privates E-Auto entscheidet, kann dies sicherlich bei seinen Überlegungen einbeziehen.

Die Entscheidung, in den Samariteranstalten zukünftig auch auf den Bereich der Elektromobilität zu setzen, kann neben anderen Bereichen, wie der energetischen Gebäudesanierung oder der Nutzung von hochmodernen Blockheizkraftwerken zur Wärme- und Stromgewinnung, als weiteres Zeichen für ein Mehr an ökologischer Nachhaltigkeit gesehen werden. Die ersten Erfahrungen mit dem neuen e-Golf sowie die Schaffung der entsprechenden Infrastruktur sind sehr spannend und bieten Raum für noch mehr Innovation und Weiterentwicklung in diesem Bereich. Schnell hat sich gezeigt, dass der e-Golf und mögliche weitere Elektrofahrzeuge sehr gut für die meisten Fahransprüche der Pkw-Nutzer des Fuhrparks geeignet sind.

In den Bereichen der Batterieforschung und -entwicklung für Elektrofahrzeuge geht man innerhalb der kommenden 3 - 5 Jahre von einer Verdopplung der Batteriekapazität bei gleicher Größe aus, so dass die Reichweite der kommenden Elektrofahrzeuge fortlaufend gesteigert wird und sich auch diese Problematik mittelfristig relativiert.

Für die Samariteranstalten ist es wichtig, bereits jetzt Erfahrungen in diesem Bereich zu sammeln, um auch zukünftig individuelle und ökologisch vertretbare Fahrmöglichkeiten anzubieten sowie entsprechende Weichenstellungen auch unserer Region mitzugestalten.

■ Kai Beier



der e-Golf beim Aufladen an der Stromtankstelle auf dem Parkplatz im Zentralgelände

Schulgottesdienste – eine gute Tradition

Die Vorbereitungen sind aufwändig, doch durchaus lohnenswert.

Die Aufregung und gleichzeitig konzentrierte Ruhe ist spürbar, als ich am 8. November die Samariterkirche betrete. Auf je einer Seite ganz vorne sitzen die Schülerinnen und Schüler der 10. und der 4. Klasse der Burgdorf-Schule mit ihren Lehrerinnen, Lehrern und Begleitern. Ganz vorne rechts, mit den Stühlen in Richtung Kirchenschiff gerichtet, sitzen das Schulorchesters, das von Frau Würzburg geleitet wird. Auf der anderen Seite der Kirche wird derweil die Präsentation überprüft. Vorne stehen Stühle mit Instrumenten, Mikrofone sind bereit – und nachdem alle Schüler da sind, werden die Glocken läuten und der lange vorbereitete und geübte Gottesdienst anlässlich des Martinstages kann beginnen.

Seit Bestehen der Schule gibt es monatliche Schulgottesdienste. In der Vorbereitungswoche des Schuljahres trifft sich die Arbeitsgruppe „Religiöse Begleitung“ (gerne etwas spitz „die fromme Gruppe“ bezeichnet), um die Themen und Daten der Schulgottesdienste zu planen. Danach sind alle Klassen gefordert, sich für einen Schulgottesdienst im Schuljahr einzutragen. 10 Gottesdienste werden es in diesem Jahr sein. Dazu kommen die beiden Gottesdienste zum Schuljahresbeginn für die neuen ersten Klassen am Sonnabend der Einschulung und der für die ganze Schule.

Seit einigen Jahren gibt es die Regel, dass wir Schuljahresanfang, Weihnachten, Ostern und Schuljahresabschluss im Dom St. Marien mit allen Schülern fei-

ern. Die dazwischen liegenden Gottesdienste feiern wir mit jeweils der Hälfte der Klassen in der Samariterkirche. Lehrerinnen und Lehrer bereiten diese Gottesdienste mit ihren Schulklassen vor. Sie haben ein Thema und setzen sich damit auseinander, finden heraus, was die Botschaft des biblischen Textes heute für ihre Schülerinnen und Schüler sein könnte und überlegen sich, wie sie dies mit den Möglichkeiten der Kinder ihrer Klasse auch darstellen und transportieren können. Dabei sind nicht alle dann geforderten Mitarbeitenden „bibelfest“, oft setzen sie sich nur wegen dieser Pflicht mit einem biblischen Text auseinander. Manchmal sind Texte und Geschichten auch schwierig umzusetzen. Doch im Bedarfsfall wissen alle, dass sie Herrn Schreiter, den Religionslehrer der Schule oder mich ansprechen können. Dabei zeigt sich für mich oft, dass gerade auch Klassen, die sehr unbedarft an nicht vertraute biblische Texte und Geschichten heran gehen, daraus großartige, berührende, lebensnahe Gottesdienste gestalten. Und so entsteht im Laufe eines Jahres ein bunter Strauß an ganz besonderen Feiern mit vertrauten liturgischen und äußerst innovativ gestalteten thematischen Elementen. Alte Traditionen und neue Formen verknüpfen sich hier wunderbar miteinander, dank der Bereitschaft vieler Lehrer, sich darauf einzulassen...

So – als ein Beispiel unter vielen – der St. Martins-Gottesdienst im November. Nach der Musik zum Eingang gibt es eine Begrüßung. Dies, sowie die liturgischen Stücke und Gebete sind meine Aufgabe. Dann singen die Schüler kräftig mit bei den ersten 6 Strophen des Martinsliedes „Ein armer Mann, ein armer Mann“ von Rolf Krenzer, begleitet durch das Schulorchesters. Nach dem vertrauten 23. Psalm mit Gebärden und dem Gebet folgt der Gesang des „Herr, erbarme dich“ – das klappt auch

wunderbar ohne Orgelbegleitung durch Frau Gehlsen, die dies ansonsten regelmäßig tut.

Darauf folgt die Gestaltung. Wir sehen einen kurzen Film über die Geschichte des Martinsfestes, anschließend – umrahmt von stimmungsvoller Musik, wird die Martinsgeschichte als Klanggeschichte erzählt. Ältere Schüler lesen sie vor, jüngere haben Instrumente, mit denen sie einzelne Figuren und Geräusche der Geschichte darstellen. Wunderbar, wie die Kinder aufmerksam wahrnehmen, wann sie dran sind, ihr Instrument zum Klingen bringen – und wieder aufhören, wenn die Geschichte weiter geht.

Dann gibt es noch einen Text mit Anregungen in der heutigen Zeit zum Thema, der mit Gebärden begleitet wird. Und zum Schluss hören wir das Lied „Bitte, hör nicht auf zu träumen“ von Xavier Naidoo, das ebenfalls im mit Gebärden begleitet wird. Viele machen sehr fröhlich dabei mit.

Danach zünden einige Jugendliche mit langen Streichhölzern Martinslichter im Glas an, von welchen sie dann an jede Klasse je eines verteilen. Hier können auch Kinder im Rollstuhl helfen. Auf die gemeinsam gesungenen letzten 3 Strophen des Martinsliedes folgen Fürbittengebet, Vater unser und Segen. Das Orchester rundet den Gottesdienst ab.

Neben dem Erleben von wunderbaren Beteiligungen an diesen selbst gemachten Gottesdiensten gibt es viele Erfolgserlebnisse für die Kinder und Jugendlichen: Vorne stehen, Aufgaben haben, Einsätze nicht verpassen, ins Mikrofon sprechen und noch viel mehr lernen sie beim Mitgestalten dieser Gottesdienste.

Deshalb ist es eine wunderbare Errungenschaft, dass es diese Tradition gibt. Viel Mühe steckt in jedem Gottesdienst. Die Vorbereitungen sind aufwändig, doch durchaus lohnenswert, das hat sich auch dieses Mal wieder gezeigt.

■ Christina Kampf



Schulgottesdienst der Burgdorf-Schule in der Samariterkirche

Glaubensbekenntnis heute

Elizabeth Hamilton ist Zuständige Dekanin für die Bereiche Kunst und Wissenschaft an dem Oberlin-College und Professorin für Deutsch und Literatur. Sie war zweimal in den Samariteranstalten und arbeitet an einer Neuausgabe des Buches: "Was für eine Insel in was für einem Meer" auf Deutsch und English.

Mein Glaubensbekenntnis (Daniel Klappenbach, siehe Unterwegs 2/2017)

Ich glaube an Gott,
den Schöpfer von allem, was geschaffen ist,
der Quelle des Lebens,
die Hoffnung auf Erlösung.
Ich glaube an Jesus Christus,
den von Maria geborenen, aus Gottes Liebe gesandten Sohn,
der Kinder segnete und Menschen bewegte,
der Leben heilte und Grenzen überwand.
Er hat gelitten, wurde gekreuzigt,
durch seinen Tod und Auferstehung hat Gott die Macht des Bösen
gebrochen und uns zur Nächstenliebe befreit.
Ich glaube, dass er unter uns gegenwärtig ist
und uns auf seinen Weg ruft.

Ich glaube an den in uns wirkenden Geist Gottes,
der uns Hoffnung schenkt und Kraft zur Versöhnung gibt.
Ich glaube an die Gemeinschaft der Glaubenden,
die uns zu Brüdern und Schwestern macht,
in der Erwartung auf Gottes Reich.

Amen

Mein Credo (Elizabeth Hamilton)

Fest glaube ich an Gott als die Quelle aller Liebe.
Zuversichtlich glaube ich an den Wert aller Menschen.
Hoffnungsvoll glaube ich an die erlösende Liebe Gottes in der Auferstehung Christi.
Ehrfürchtig glaube ich an die Möglichkeit menschlicher Begegnung mit Gott.
Getröstet glaube ich, dass Gott uns begleitet, mit uns leidet, und sich über uns freut.
Scheu glaube ich an den Geist Gottes, der uns innewohnt.
Bewundernd glaube ich an die Kommunikation mit Gott durch die Musik,
durch die Kunst, durch wortlose Ausdrücke unseres Sehns.
Dankbar glaube ich, dass Gott uns mit Begabungen beschert. Wenn wir unsere
Begabungen benutzen, so bringen wir Ihm, anderen, und uns selbst Freude.
Frohen Herzens glaube ich an die Verantwortung und den Segen der Nächstenliebe.
Demütig glaube ich, dass die alltäglichen Barmherzigkeiten, die wir einander zeigen,
unser unvollkommenes aber bestes Verständnis von der Liebe Gottes widerspiegeln.
Traurig glaube ich an die menschliche Neigung, nur an sich selbst zu denken.
Schaudernd glaube ich an die menschliche Kapazität, Böses zu tun,
Gott und den Nachbarn den Rücken zu kehren.
Hilflos glaube ich an die heilende Kraft der Gnade.
Suchend glaube ich an die Offenbarung Gottes in den Heiligen Schriften, in der Schöp-
fung des Universums, in den Herzen und im Geist der Menschen, und in der Geschichte.
Skeptisch glaube ich an die Notwendigkeit der Hinterfragung, den Austausch mit
Gleichgesinnten und den Austausch mit Andersdenkenden.
Nüchtern glaube ich an die Freiheit zu entscheiden, was ich mache.
Fehlbar und die Versuchung der Selbstgefälligkeit wahrnehmend glaube ich an den
Wert der Gemeinde, der Beichte, des Abendmahls, der Benediktion.
Die Psalmen internalisierend glaube ich an das menschliche Beten, Dichten, Loben,
Jubeln, Flehen, Zweifeln, und Bangen vor Gott; ich glaube, dass Gott uns hört.



Die Teilnehmer der Reise (Ehepaar Baltzer, Rosemarie Kraatz, Detlef Göritz, Siegfried Kapischke, Rotraud Schulz und Gabi Hagemann) vor dem „Dicken Turm“ in der Görlitzer Altstadt



Percy Schulz, Sabrina Noack und Cornelia Wieding im Tierpark Görlitz

Tradition Görlitz

Vor einigen Wochen wurde ich gefragt: „Wie hältst Du es mit der Tradition? Ist sie überhaupt noch wichtig? Oder lebst Du nach dem Motto “Vergiss es“?“



Der begleitende Mitarbeiter Peter Eichholz mit Siegfried Kapischke und Christel Olszowa auf dem Aussichtsturm der Landeskronen

Um es klar zu beantworten: Nein, vergessen kann und will ich Traditionen nicht. Mir sind Traditionen wichtig, und ich pflege gute Traditionen auch. Traditionen beziehen sich auf allseits Bekanntes oder Altbewährtes, auf Vertrautes und Gewolltes. Wenn man das Lexikon befragt, heißt es dort, dass Tradition etwas ist, „das im Rahmen einer Kultur, einer Lebensweise über Generationen hinweg entwickelt und weitergegeben wurde“.

Doch was hat das alles mit uns, den Mitarbeitenden und Klienten der aufwind gGmbH zu tun? Kann es denn schon für ein so junges Unternehmen – nächstes Jahr werden wir 10 Jahre alt – eine Tradition geben? Ja, es gibt sie, die „aufwind-Tradition“: Es ist die jährliche Urlaubsfahrt nach Görlitz.

Als ich vor einigen Jahren unsere Klienten fragte, wo sie noch nicht im Urlaub waren, stellte ich fest, dass die Gegend um Görlitz ihnen noch völlig unbekannt war. Ich habe diese Gegend vorgestellt und erzählt, was man dort alles sehen und erleben kann. Es fand sich schnell eine Gruppe, die sich für einen begleiteten Urlaub interessierte. Ich begann, gemeinsam mit Kollegen und Klienten, ein auf das Wohl und die Erfordernisse un-

serer Klienten abgestimmtes Urlaubsprogramm zu entwickeln. Das hieß aber auch: Transportmittel wählen, Unterkunft suchen, Freizeitmöglichkeiten rausuchen, Abfahrtszeiten klären, Koffer packen! Nach monatelanger Vorbereitungszeit haben wir dann 2014 erstmals in der historischen Altstadt ein wunderbares Quartier bezogen, in der „Herberge zum 6. Gebot“. Mittlerweile kennen uns die Mitarbeiter des Hotels sehr gut, die Klienten fühlen sich dort wohl und fast schon heimisch. In der Urlaubswoche gab es ein vielfältiges Programm: Besichtigung der Altstadt, Ausflug zum Tierpark, Bummeln und Shoppen, Konzertbesuch in der Kirche „Peter und Paul“ mit der Sonnenorgel und immer wieder die 500 Jahre alten Häuser der Altstadt ansehen. Die Klienten waren so begeistert, dass sie noch vor Ende der Reise von einer Wiederholung sprachen und in Fürstenwalde richtig Werbung für den begleiteten Görlitzurlaub gemacht haben.

Was macht nun die Faszination von Görlitz für unsere Klienten aus? Können die sich immer wiederholenden Reisen dorthin – mittlerweile sind es sogar schon zwei Reisen im Jahr – zu einer guten Tradition werden? Ist es die Stadt an sich, mit ihren Straßen und Plätzen. Die Brun-



Die Teilnehmer (Cornelia Wieding, Kornelia Baltzer, Hans-Jürgen Baltzer, Christel Olszowa, Rotraud Schulz, Siegfried Kapischke) vor der „Herberge zum 6. Gebot“



Kornelia Baltzer und Cornelia Wieding beim traditionellen Besuch des Tierparks

nen an vielen Ecken, die zum Verweilen und zum Erfrischen einladen? Sind es die Menschen, die auf uns freundlich reagieren, im Hotel, auf der Straße, in den Museen und den Gaststätten?

Unsere Klienten haben da ihre eigene Sicht auf die Dinge. So sagt Herr Kapischke zu den Fahrten nach Görlitz: „Ja, ja das ist gut so! Es gibt immer wieder etwas Neues zu entdecken in der Stadt und in der Umgebung.“ Und seine Lebensgefährtin Frau Schulz ergänzt: „Es wird mir hier nie langweilig. Vieles kennen wir schon, und viele Leute in der Stadt grüßen uns schon.“

Auch Frau Baltzer hat eine Meinung dazu geäußert: „Ich bin vor drei Jahren das erste Mal nach Görlitz gefahren. Da lebte mein Mann noch. Besonders haben mir das Hotel gefallen und die netten Mitarbeiter. Und das Peter (Eichholz) uns gefragt hat, was wir machen wollen und das dann auch gemacht hat! Nächstes Jahr will ich wieder mit nach Görlitz fahren.“

Und Frau Olszowa ergänzt: „Der Besuch der Sonnenorgel und eine Vorführung, das ist jedes Mal schön. Ich habe schon viele Kirchen mit Orgeln erlebt durch meinen Chor im Fürstenwalder Dom.

Aber eine solche, mit so vielen Extras habe ich noch nicht gesehen. Zum Beispiel die vielen Vogelstimmen, die man mit ihr spielen kann.“

Aber nicht nur unsere älteren Klienten sind von der Reise fasziniert. In diesem Jahr waren erstmals auch junge Leute dabei, Frau Noack und Herr Schulz. Auch sie fanden, dass die Stimmung im Urlaub besonders gut war und die Stadt mit den vielen Sehenswürdigkeiten, Freizeitangeboten und Einkaufsmöglichkeiten ein Sahnehäubchen ist! „Nach dem Abendbrot sind wir gerne noch zur Neiße spazieren gegangen. Zu dieser Zeit wurde das Licht überall eingeschaltet und die Brücke und die Häuser erstrahlten in tollem Licht“, sagte Frau Noack.

Ohne, dass wir es am Anfang beabsichtigt haben, ist eine gute „Kleine Tradition“ entstanden, die auch weitergeführt werden soll. Auch wenn wir diese Tradition nicht über Generationen weitergeben können, so wollen wir sie doch aber so lange pflegen, wie es geht. Wir als Mitarbeitende der aufwind gGmbH sind auf jeden Fall darauf vorbereitet: Der Urlaub für das Jahr 2018 in Görlitz ist schon geplant.

■ Peter Eichholz

INFORMATION

Die aufwind gGmbH – eine Initiative der Samariteranstalten Fürstenwalde/Spree und des Wichern Diakonie Frankfurt (Oder) e.V.

Die aufwind gGmbH bietet Leistungen im Bereich „Wohnen mit Assistenz“ an. Die Assistenzleistungen richten sich an erwachsene Menschen mit geistiger und/oder seelischer Beeinträchtigung. Klienten werden in ihrer selbstbestimmten und eigenverantwortlichen Lebensführung im eigenen Wohn- und Lebensumfeld unterstützt. Aktuell begleiten 26 Mitarbeitende im Rahmen der Eingliederungshilfe und 5 Ehrenamtliche im Rahmen der Zusätzlichen Betreuungsleistungen 140 Klienten an den 2 Standorten Fürstenwalde/Spree und Frankfurt (Oder).

Der „Treffpunkt Domgasse“ in Fürstenwalde öffnet zum Feierabendcafé am Mittwoch von 16.00 bis 18.00 Uhr.

Geschäftsführerin: Diane Krüger
Luisenstraße 21-24
15230 Frankfurt (Oder)
Telefon: 0335 - 55 56 729
Fax: 0335 - 55 56 760
Mobil: 0170 - 57 27 162
E-Mail: d.krueger@aufwind-assistenz.de
Internet: www.aufwind-assistenz.de



Susanne Rabe

Sprechen wir über Tradition mit Susanne Rabe

Frau Rabe ist Schulleiterin der Burgdorf-Schule und Bereichsleiterin der Kinderwohnstätten

Frau Rabe, die Redaktion lädt Sie zu diesem Gespräch ein, da Sie gleich zweifach das Thema „Tradition“ erläutern können. Hoffen wir jedenfalls. Sie haben die Burgdorf-Schule und den Kinderwohnbereich aufgebaut, sind also beruflich mit vielen Traditionen beschäftigt. Und ehrenamtlich haben Sie seit vielen Jahren eine wichtige Funktion im Gemeindegemeinderat am Dom inne. Auch da geht es vielfach um Traditionen. Steigen wir mit einer persönlichen Frage ein: Was bedeuten Ihnen persönlich Traditionen?

Ich hänge sehr an Traditionen. Die ja vielfach durch Rituale strukturiert sind, also durch geordnete, gleichbleibende Abläufe. Gerade und insbesondere in schwierigen Situationen ist es sehr tröstlich und haltgebend, wenn ich mich einfach an einem vertrauten und bekannten Ablauf „festhalten“ kann, nicht jedes Mal neu nachdenken muss, was jetzt zu tun ist, wie ich mich zu verhalten habe.

Merkwürdig, dass man sofort an schwierige Situationen und Erlebnisse denkt.

Nein, es ist schon im Alltag auch sehr wichtig, bekannte und klare Abläufe zu haben. Wenn ich hier in der Burgdorf-Schule – wir leben hier schon einen komplexen und mitunter auch komplizierten Alltag – an unser alltägliches Miteinander denke, da ist die Regelmäßigkeit für Schüler und ebenso für Lehrer sehr wichtig. Das gibt einfach Struktur und Halt.

Gerade für unsere Schüler ist das enorm wichtig. Und natürlich erst recht für unsere große Zahl von Autisten. Wobei ich gerne noch einmal den persönlichen Faden aufnehmen möchte: Ich bin schon offen für Neues ...

...sonst hätten Sie hier auch nicht soviel entwickeln können ...

Das ist richtig. Aber wenn ich etwas Neues machen möchte, muss ich wissen: Da wirst Du anecken. Denn Traditionen mit ihren Ritualen bestehen ja gerade darin, Gleichbleibendes zu bewahren. Und das gibt Sicherheit. Und wer das in Frage stellt, erzeugt zunächst Unsicherheit.

Heißt das, Traditionen und Offenheit für Neues oder auch Innovationen sind zwangsläufig Gegensätze?

Ich meine, das ist personenabhängig. In der Kirchengemeinde haben wir uns lange mit dem Thema Glaubensbekenntnis beschäftigt. Der Gemeindegemeinderat (GKR) hat ausführlich darüber gesprochen: Was verstehen wir eigentlich darunter? Was bedeuten heute noch einzelne Sätze daraus? Wen sprechen diese Worte inhaltlich noch an oder werden sie einfach nur nachgesprochen? Während ältere Menschen eher zu traditionellen Worten neigen, wollen jüngere Leute eher etwas, das mehr zeitgemäß ist.

Da bietet ja die „Unterwegs“ mit der Reihe neuer, persönlicher Glaubenskenntnisse etwas an ...

Ich glaube auch, wir sind da als Gemeinde auf einem guten Weg, wir suchen nach neuen Formulierungen ohne die Inhalte aufzugeben; wir suchen nach neuen Formen und veränderten Abläufen. Die heute gestellten Fragen sind ja auch nicht neu: Die Uhrzeiten, die Abläufe ... Aber natürlich geben auch hier die lange tradierten Liturgien viel Sicherheit. Als ich kürzlich in Minden war, kam ich wirklich perplex aus der Kirche: Alles war anders, gestrafft, kürzer. Nach gut 30 Minuten war der Gottesdienst vorbei. Das kann ich mir am Dom überhaupt nicht vorstellen!

Die Schule steht vor ähnlichen Fragen?

Seit 25 Jahren „fahren wir ein Schulprogramm“, da wird es Zeit, dass mal etwas anders wird. Also nehmen wir uns das Schulprogramm vor. Und das heißt: Welche Werte, welche Erziehungshaltung, welche Methoden sind heute zeitgemäß? Warum machen wir eigentlich, was wir machen? Ziel ist eine Verständigung darüber zu erzielen und zu sagen: Da stehen wir dahinter! Das leben wir nach innen und vertreten das nach außen! Wir arbeiten in diesem Prozess jetzt seit den Sommerferien. Zuerst beschäftigen sich die Lehrer damit, aber auch die Schüler befassen sich mit diesen Fragen und schließlich werden auch die Eltern einbezogen. Ich sehe das sehr positiv, dass wir so gut ins Gespräch kommen.

Vom Prozess her betrachtet ist das ja für Schule und Kirche ziemlich ähnlich.

So erlebe ich das auch. Mein Eindruck ist dabei: Man hat dann oft Angst vor den Ergebnissen! Ein Beispiel: Die Gemeinden sind aufgefordert, eine Stellungnahme zum Kirchenasyl abzugeben. Natürlich sind wir dafür! Doch wenn wir jetzt die Fragen konkret angehen, wird es kompliziert. Wie sind denn dann die Folgen? Was kommt auf mich persönlich zu? Dann sind wir auf einmal sehr Risikoorientiert.

Also wir sind im Prinzip für Kirchenasyl, aber nicht bei uns.

So scharf würde ich es nicht sagen. Aber die Frage ist schon, ob es gelingt, Bedenken auszuräumen, Befürchtungen auszuräumen. Und letztlich ist es immer die Frage, lasse ich mich auf diese Veränderung ein oder nicht! Und damit liegt

die Entscheidung, wie ich schon gesagt habe, bei Personen. Und das ist in der Schule gar nicht anders. Wir diskutieren etwa seit ewigen Zeiten die Feste im Jahreskreis. Wir sehen auf andere Schulen, etwa die Wichern-Schule in Forst, die ja ganz eigene Traditionen hat, und landen doch jedes Jahr wieder bei dem, was wir vorher gemacht haben. Weil es sich eben am besten anfühlt – und weil es natürlich auch bequemer ist.

Das hemmt ja dann schon Entwicklungen.

Wenn ich auf das Ganze der Samariteranstalten schaue – hier wird ja schon sehr viel Wert auf Traditionen gelegt. Da sage ich deutlich: Das schafft viel Verbindung und Halt, nimmt aber eben auch den Blick für neue Horizonte! Ich meine, es ist nicht falsch, zu sagen, wir sind eine introvertierte Einrichtung und folglich haben wir auch eine introvertierte Schule. Und das schützt mich selbstverständlich davor, neue Wege zu gehen.

Klar auf den Punkt gebracht. Danke! Leben und arbeiten wir also in einem dauernden Widerspruch zwischen Tradition und Entwicklung?

In der Schule: Die vielfachen Unterrichtsveränderungen – Entwicklungen in der Pädagogik oder medialer Unterrichtsgestaltung – spiegeln sich nicht in den Festen. In der Gemeinde: Wir haben eine Reihe „Gottesdienst anders“, das wird von vielen Leuten gestaltet, da gibt es Spielszenen, da werden Familien angesprochen. Aber das wird natürlich nicht durchgehend als Öffnung verstanden.

Hängt das auch an unserem Rollenverständnis?

Natürlich hat sich die Rolle der Lehrer sehr stark verändert. Selbst an unserer Schule und bei unseren Schülern sind sie heute doch eher Lernbegleiter und verstehen sich auch genau so. Auch die Rolle der Schüler ist doch stark verändert und ist weiter im Focus. Wir haben an der Burgdorf-Schule eine, wie man auf Neudeutsch sagt, robuste Schülervvertretung. Durch die Begleitung selbstbewusster Lehrer, die diese Rollenveränderung unterstützen, bekommen wir wichtige Beiträge der Schülervvertretung für das Schulprogramm. Selbstverständnis und Rolle sind hier in erheblichen Veränderungsprozessen. Was selbstverständlich auch Traditionen verändert!

Und in der Kirche?

Im Grundsatz ist es natürlich ähnlich. Die Kluft zwischen Traditionalisten (meist älter) und Veränderungswilligen (meist jünger) ist natürlich da. Überspitzt gesagt: Jede Gruppe feiert ihre Gottesdienste, geht aber nicht in die Gottesdienste der anderen. Und die jungen Familien stehen ein wenig dazwischen. Ich frage mich natürlich, ob man diese „Säulen“ so nebeneinander stehen lassen kann. In anderen Gemeinden hat es längst große Veränderungen gegeben. Vielleicht fehlt – nicht nur in der Domgemeinde – der Mut, einfach mal Neues zu versuchen. Ohne den Anspruch, jetzt für die nächsten 50 oder 100 Jahre etwas zu schaffen.

Sie haben mir jetzt einige wichtige Aspekte aufgezeigt und gut nachvollziehbar auf den Punkt gebracht. Können Sie das, vielleicht als Wunsch, zusammenfassen?

In der Schule ist die tägliche Unterrichtsarbeit gut, allerdings sehr auf die Klasse und den eigenen, kleinen Kosmos orientiert. Das ist in der Gemeinde ähnlich. Traditionen sind eher klein, überschaubar. Innovation hat etwas Anregendes, heißt vor allem, in neuen Dimensionen zu denken und den eigenen Einsatz zu verändern. Allerdings erleben das ganz sicher nicht alle so. Für Schule und Kirche gilt: Man könnte, aber man tut nicht! Man kommt mit Veränderungen klar, die von außen kommen, aber man gestaltet sie selber nicht. Das ist schade, weil so natürlich auch viele Möglichkeiten ungenutzt bleiben.

Frau Rabe, vielen Dank für dieses Gespräch, für diese Einsichten. Ich gehe nachdenklich ...

■ Paul-Gerhardt Voget

Ein Nachhaltiges Fest?

Am 10. September feierten wir das diesjährige Samariterfest. Die Arbeitsgruppe zur Vorbereitung und Planung nahm auf Basis der 125-jährigen Tradition der Samariteranstalten und des Samariterfestes das Motto „Denn ich weiß wohl: Zukunft und Hoffnung!“ und damit Themen wie Nachhaltigkeit und Zukunftsgestaltung in den Blick.

Kein leichtes Unterfangen – aber auf jeden Fall mal wieder ein Motto, das nicht nur ideell über dem Fest stehen sollte, sondern zu weitreichenden Gestaltungsfragen führte. Schon die Diskussion des gemeinsamen Verständnisses von Nachhaltigkeit war durchaus kontrovers. Geht es dabei nur um Umweltschutz und Klimarettung? Oder um die Entwicklung von Gesellschaft, Ökonomie und Technologie. Ist das ein Handlungsprinzip für alle Systeme, in dem die Regenerationsfähigkeit des Systems gesichert wird? Und wenn ja, was hat das mit uns, den Samariteranstalten zu tun? Ein zweiter Diskussionspunkt, nicht minder kontrovers, die Frage nach dem konzeptionellen Kern der Veranstaltung. Wieviel Festlichkeit passt mit der thematischen Auseinandersetzung zusammen? Nachhaltigkeit als Schutz der Ressourcen führt üblicherweise zur Begrenzung oder zum Verzicht. Die Frage bis zum Ende war daher die Frage nach der Veranstaltung selbst. Wäre es nicht nachhaltiger,

dann ganz auf das Fest zu verzichten? Die Antwort findet sich meines Erachtens in den Dingen, die vom Tage übrig bleiben. Gelingt es uns nach den Impulsen des Samariterfestes unser Handeln verstärkt an den Prinzipien der Nachhaltigkeit auszurichten? Vielleicht, wenn wir es wollen...

Der 10. September war dann durch die Arbeit der Organisationsgruppe und der vielen Helfer (dafür auch an dieser Stelle noch einmal ein ganz besonderer Dank) ein toller Tag. Begrenzung und Verzicht waren da und auch deutlich sichtbar. Viele Gäste besuchten das Fest, das Wetter hätte man nicht besser malen können und gerade das Motto und dessen Wirkung auf das Fest führte zur kritischen Auseinandersetzung. Das war gelegentlich nicht ganz fein oder auch teilweise unter der Gürtellinie. Eins wurde dadurch jedoch sehr wahrscheinlicher – es gibt da etwas, was vom Tage übrigbleibt. Etwas Nachhaltiges in unseren Köpfen.

■ Frank-Michael Würdisch



IMPRESSUM

„Unterwegs“

Die Zeitschrift der Samariteranstalten

Herausgeber:

Samariteranstalten
August-Bebel-Str. 1-4
15517 Fürstenwalde

Geschäftsstelle:

Langewahler Straße 70
15517 Fürstenwalde

Redaktionskreis:

Paul-Gerhardt Voget, Mario Stein,
Petra Kruschinski, Anke Lüth,
Reinhard Weiß, Anja Röhl,
Frank-Michael Würdisch,
Christina Kampf, Gerd Gesche,
Redaktionskreis „mittendrin“ –
Bewohner der Samariteranstalten

Layout: Petra Kruschinski

Tel.: 03361 / 567-198

p.kruschinski@samariteranstalten.de

Druck: Druckerei Oehme

Material: eural ecopro

Spendenkonto:

– Sparkasse Oder-Spree
IBAN: DE 96 1705 5050
3010 1349 66

BIC: WELADED1LOS

– KD-Bank eG

Die Bank für Kirche und Diakonie

IBAN: DE 73 3506 0190
1550 1130 11

BIC: GENODED1DKD